

GERHARDSFORUM

Mitteilungsblatt des Gerhardsforums Banater Schwaben e.V.
Mai 2013 (Heft 8)



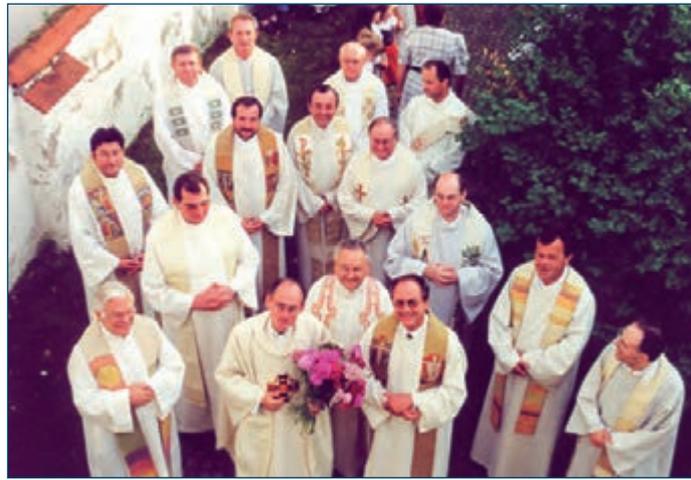
Marienaltar in der Werschetzer Gerhardskirche (aus Südtirol)

Historisches Banat + + + Aus dem Banat ins Banat + Eine Reise von Temeswar nach Werschetz und Weisskirchen + Die römisch-katholische St. Annakirche in Weisskirchen + Zeitzeugenbericht über die Kirchenmusik in Weisskirchen + + + **Personalia** + Franziskus, der neue Papst + Pfarrer Adam Possmayer + Seelsorger und Internetpfarrer + Eine Priesterweihe im Kommunismus + Von Vinga nach München + Lehrer vieler Banater Priester verstorben + Schwester Hedwig verstorben + Abschied von der »Lehrernei« + + + **Kultur** + Eine Messe für den Kaiser + Musiker in einer stürmischen Zeit + Kirchenmalerei im Dienste des Evangeliums + + + **Maria Radna** + Wallfahrt und Partnerschaft + Herzlichst willkommen im Banat! + + + **Glaube und Kirche** + Scheindorf und die Sathmarer Schwaben+ Eine Kirche für die sozial Schwachen + Gedanken über das Jenseits + + + **Berichte** + Das Banat: Was war, was ist, was bleibt? + Ein besonderes Konzert in Lisberg + Musik im östlichen Europa + + +





Bischof Cosa, Chisinau.
Artikel über die
römisch-katholische
Kirche in der Republik
Moldau auf Seite 55



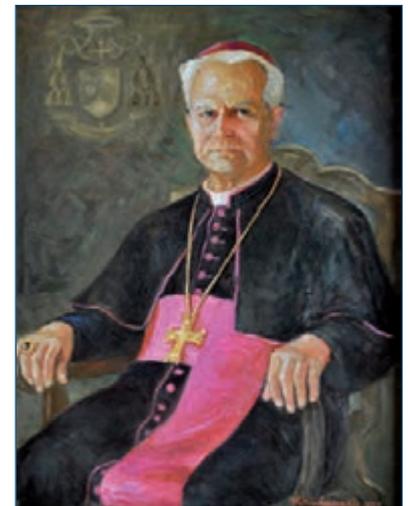
Pfarrer Egmont Topits (r.) beim 25-jährigen
Priesterjubiläum von Pfarrer Franz Marksteiner
(mit Blumen), gemeinsam mit den Priestern
Msgr. Andreas Straub, Marcu, Loch, Hell, Kollar,
u.a. Interview auf Seite 23



Das Marienbild der
Jahrmärker Kirche, zum
Buch über die Diözese
Tschanad auf Seite 19



Die Verteidiger von Werschetz (Wandma-
lerei in der Werschetzer Gerhardskirche)

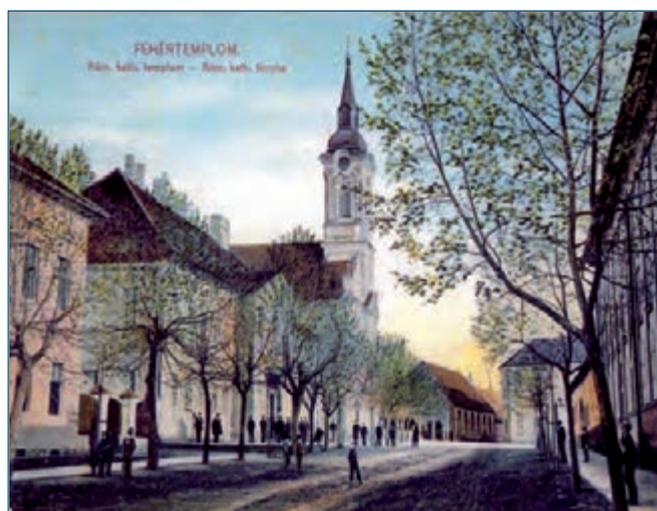


Bischof Sebastian Kräuter
(Ölgemälde von Magda
Lukácsovits). Seite 48

← Marienstatue aus der Werschetzer Gerhardskirche. Bericht auf Seite 7



Die Arader Minoritenkirche
(um 1975)



Alte Ansichtskarte mit Blick zur katholischen St.
Annakirche in Weisskirchen. Bericht auf Seite 11



Die St. Gerhardskirche
in Werschetz (Seite 7)

Grußwort des Vorsitzenden

Liebe Mitglieder des Gerhardsforums,
liebe Leserinnen und Leser,



spannend waren die letzten Wochen schon: nicht nur weltkirchlich ging es hoch her, auch in unserem kirchlichen Banater und europäischen Horizont konnten wir neue Lebenswege kennenlernen. Drei unserer Heimatpriester feierten in den letzten Wochen in Nürnberg, München und Temeswar ihr Goldenes Priesterjubiläum – Anton Neu, Peter Dermendjin und Gjuka Augustinov – und dafür wurde uns ein sehr interessantes Bildmaterial zur Verfügung gestellt. Auch der uns weniger bekannte Teil des Banats um Werschetz und Weisskirchen in Serbien wurde näher kennengelernt mit einigen herrlichen Gotteshäusern und spannenden Geschichten. In diese Orte führt uns ja die Studienreise zwischen dem 13.-17. Juni 2013. Durch die in diesem Heft gedruckten Priesterbiographien wollen wir ein kaum bekanntes Kapitel

Banater Kirchengeschichte beleuchten: die Priesterweihe in der Zeit des totalitären kommunistischen Regimes. Wir wissen viel zu wenig aus dieser Zeit, da zwischen 1947 und 1989 im Banat keine Kirchenzeitungen oder kirchliche Mitteilungsblätter erlaubt waren. Und trotzdem sind wir dankbar für das Wirken unserer Priester auch in jenen schweren Jahrzehnten, in denen die Kirche die einzige glaubwürdige Institution in unseren Banater Dörfern und Städten war. Wir machten es uns auch nicht einfach damit, denn die Bearbeitung der Interviews, der Unmenge von Daten und der wertvollen Bilddokumentationen erforderten einen großen Arbeitsaufwand – und dies ehrenamtlich in unserer Freizeit.

Wir bedanken uns bei all jenen, die uns dafür Dokumentationsmaterial zur Verfügung gestellt haben. Auch für die Mitarbeit und die Korrekturen an diesem Blatt möchte ich mich ganz herzlich bei allen ehrenamtlichen Mitarbeitern bedanken. Gleichzeitig bitten wir um Ihre Unterstützung, um auch weiterhin dieses Mitteilungsblatt herausgeben zu können.

Ihr,

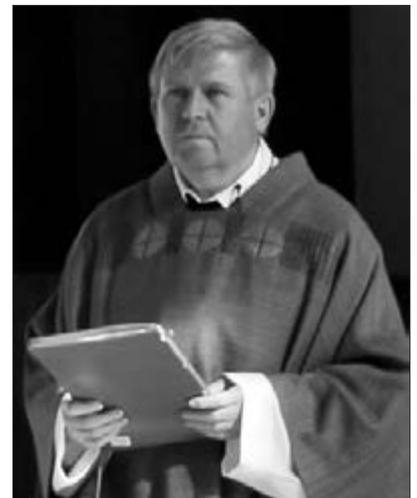
Dr. Franz Metz

Vorsitzender des GERHARDSFORUMS Banater Schwaben e.V.

Grußwort des Geistlichen Beirats

Liebe Landsleute,
liebe Leserinnen und Leser des Gerhardsforums,

Seit der letzten Ausgabe unseres Mitteilungsblattes GERHARDSFORUM ist eine Zeit des Kirchenjahres verflossen, in der wir viele öffentliche und persönliche Ereignisse und Feste erlebt und gefeiert haben. In der Fastenzeit haben wir uns auf Ostern hin bereitet. Ostern selbst haben wir als Fest der Auferstehung gefeiert mit den Gemeinden, in denen wir heute zuhause sind, aber auch mit unseren Familien, - vielleicht mit Traditionen, die uns wertvoll geworden sind in Zeiten, als wir noch in den donauschwäbischen Gebieten lebten und das Bekenntnis zum Glauben an Christus, den Erlöse, uns schwer gemacht wurde. An Pfingsten, Christi Himmelfahrt und besonders an Fronleichnam werden wir ebenfalls an Zeiten erinnert, in denen es nicht immer einfach war, Glauben zu praktizieren, aber vielleicht gehören sie gerade deswegen zu den intensivsten Erinnerungen unseres Glaubenslebens. Das Bekenntnis zum christlichen Glauben war aber bei den meisten Landsleuten, in verschiedenen Lebenslagen, den schönen wie auch den Zeiten der Unterdrückung des Glaubens, selbstverständlich, ja sogar



lebenserhaltend und Hoffnung gebend.

Auch in der heutigen Zeit, in unserer jetzigen Situation, spielen Feste und Ereignisse eine wichtige Rolle. Sie gehören zu unserem jetzigen Leben. Über manche Ereignisse oder über manche Situation sind wir traurig: zum einen dann, wenn wir durch pure Stimmungsmache und auch dann wenn wir durch berechtigte Hinweise auf die Unzulänglichkeiten und Fehler in unserer Weltumspannenden Kirche aufmerksam gemacht werden. Zum anderen sind wir auch traurig darüber, wenn wir in den liberalen Medien an Erfahrungen der Verfolgung des Glaubens in Systemen der Diktaturen erinnert werden. Darüber hinaus sind wir aber auch mit Freude erfüllt: Wenn wir an die heutigen freien und grenzenlosen Kontakte zu unseren Mitchristen aus unseren alten Diözesen Szeged-Csanad, Großbeschkerék / Zrenjanin und Temeswar erinnert werden, und z.B. die begonnene Renovierung der Wallfahrtskirche Maria Radna begleiten dürfen und das wir mit den Mitchristen in Arad, Lugosch, Werschetz, Szeged oder Weisskirchen lebendigen Glaubensaustausch halten können. An vielem noch Erbaulichem und Schönem, bis hin zu dem Rücktritt Papstes Benedikt und zu der Neuwahl unseres Papstes Franziskus dürfen wir uns freuen.

Ein Teil der Lesungen aller Messfeiern zwischen Ostern und Pfingsten sowie die von Fronleichnam sind aus der Apostelgeschichte entnommen. Viele Lesungen aus dieser Apostelgeschichte weisen schon auf kommende Feste hin. Es sind auch Stellen aus dem Neuen Testament, die von der Ausbreitung der christlichen Botschaft bis ins Zentrum des Römischen Reiches erzählen. Der Apostel Paulus, dessen Hochfest wir am 29. Juni feiern, gilt dabei als das »ausgewählte Werkzeug Gottes«. Er trägt die Botschaft von Jerusalem bis nach Rom und anderen Zentren der damals bekannten Welt.

Es gibt einige parallele Elemente, die für die Mission des Paulus charakteristisch sind und die ich auch für unsere persönliche wie auch für die Lebens- und Glaubensgeschichte unserer donauschwäbischen Geschichte bedenkenswert finde. Paulus ist unterwegs mit und zu den Menschen. Er geht zu den Menschen, um ihnen durch den Glauben Hoffnung und Leben zu verkünden.

„Ich habe errechnet, wann voraussichtlich der letzte Christ in der DDR ausgestorben sein wird“, so sagte ein Ostberliner Pfarrer dem Berliner Bischof Alfred Bengsch in den 60-er Jahren, zur Zeit eines glaubensfeindlichen Systems im ganzen Ostblock. Dessen Antwort: „Lieber Mitbruder, du kannst rechnen, wie du willst. Aber du hast einen entscheidenden Faktor außer acht gelassen. Das ist der Faktor X. Und X ist gleich Gottes Vorsehung und Führung.“ Auf diesen Faktor X hat die Kirche von Anfang an vertrauen dürfen.

Darauf, auf diesen Faktor X, auf Gott, haben viele unserer Landsleute in Zeiten der Verfolgung und der Not vertraut. Darauf vertrauen auch wir heute.

Wer hätte etwa in den nachpfingstlichen Anfängen der Kirche vermutet, dass der ärgste Verfolger der jungen Gemeinden bald zu dem überzeugtesten Glaubenszeugen werden würde: Paulus! Er gründet nach seiner Christusbegegnung vor Damaskus Gemeinden in Kleinasien und dann in Europa, er begleitet diese Gemeinden zeitlebens persönlich und in Briefen, er sorgt sich um deren Bestand.

Auch uns, die dem kirchlich-liturgischen Leben in derselben Nachfolge Christi mit vielen Schwächen, mehr aber noch mit viel gutem Willen, die Christusbotschaft verkünden, wird deutlich: Die christliche Lebensbotschaft braucht nicht versteckt zu werden. Sie kann sich sehen und hören lassen inmitten der vielen Angebote der Lebensorientierung. Sie verdient es, gegenüber jedem und an allen Orten verkündet zu werden. Der Evangelist Lukas bringt nicht nur die »Konkurrenzfähigkeit«, sondern darüber hinaus die Überlegenheit dieser Glaubensbotschaft zum Ausdruck. Bei Lukas nachzulesen stärkt unseren Glauben.

In den Jahren 2012/2013, jetzt, 50 Jahre nach dem II. Vatikanischen Konzil, hält die Kirche inne und ruft ein Jahr des Glaubens aus. Was einst Paulus als seine Botschaft von Christus verkündete und was als Aussage des Konzils noch in der Praxis umzusetzen ist, das führte die Kirche in die heutige Zeit. Es liegt an jedem von uns, die Botschaft von Paulus und die des Konzils, mit Leidenschaft und Geduld,



Marienaltar in der Werschetzer Gerhardskirche: Krönung Mariens (Südtirol)



aber noch mehr im Vertrauen auf den Faktor X zu praktizieren und weiterzugeben.

Wir sind stolz auf unsere, von den Ahnen überlieferten Werte, und dazu gehört auch unser Glaube. Uns ist aber auch bewusst: für die Zukunft dieses Glaubens wird es gerade angesichts der heutigen Situation entscheidend darauf ankommen, dass jeder Einzelne aus sich heraus und mit seinem je ihm spezifisch geschenkten Erfahrungshintergrund »gläubig« sein darf – ja, der Glaube bezeugt werden muss.

Ich wünsche Ihnen für Ihr Bekenntnis die Leidenschaft des Paulus, für den keine Mühe zu groß war, die christliche Botschaft »an den Mann« bzw. »an die Frau« zu bringen. Ich wünsche Ihnen zu Ihrem Glauben auch das nötige Selbstbewusstsein: Wir können uns sehen und hören lassen, nicht weil wir, sondern weil die Botschaft, die wir auszurichten haben, so groß- und einzigartig ist!

Es grüßt Sie Ihr/Euer



Pfr. Paul Kollar, GBR

Grusswort eines Jubilars

Liebe Landsleute,
liebe Mitchristen,

vor 50 Jahren, am 21. April 1963, wurde ich in der Bischofsstadt Alba-Julia (Karlsburg, Siebenbürgen) zum Priester geweiht. Damals stürmte es von allen Seiten gegen die Kirche, doch in meinem Herzen war Sonnenschein; ich jubelte das *Magnificat*, denn es war der Tag, an dem ich immer wieder in mir die Stimme vernahm: „*Tu es Sacerdos in aeternum...*“ – „*Du bist Priester in Ewigkeit...*“. Dort stand ich auf den Stufen des Altares und sprach das *Introibo*: „*Ich will hintreten zum Altare Gottes. Zu Gott, der meine Jugend erfreut.*“

Seit jenem Tag begann für mich mein eigentliches Priesterleben, „*mit Freude übergenuß, die Seele voll Frieden und Gottesglanz*“. Ich habe nicht genug Worte an all das zu erinnern, was ich in diesen fünfzig Jahren als Priester erleben durfte: die vielen heiligen Messen die ich feiern konnte; die hunderttausenden heiligen Kommunionen die ich in reine Kinderherzen und gläubige Christenherzen legen durfte; den Trost und die letzte Hilfe, die ich den Kranken und Sterbenden bringen konnte; die vielen Seelenfreuden, die mir in jenen siebzehn Jahren in der alten Heimat zuteil wurden, wo ich in mehreren Pfarreien den Gläubigen das Wort Gottes in deutscher, bulgarischer, ungarischer, rumänischer und kroatischer Sprache verkünden konnte.

Auch jetzt in meiner neuen Heimat, in der Erzdiözese München und Freising, habe ich seit fast 25 Jahren viel Freude und Gutes erfahren – besonders bei meinen früheren Pfarrangehörigen der Ortschaften Hinterskirchen (Pfarrverband Velden/Vils) und Langenpreising-Zustorf. Mit dem Psalmisten müsste ich fragen: „*Wie könnte ich dem Herrn all das vergelten, was er an mir getan hat?*“ Und oft denke ich an die Worte: „*Der Herr war mein Beschützer. Er führt mich hinaus ins Weite. Weil er mich liebt, hat er mich errettet.*“ (Psalm 17, 2-5)

Es ist daher billig und recht, dass ich anlässlich der 50. Wiederkehr meines Weihetages Gott dem Allmächtigen von ganzem Herzen danke. Danken möchte ich dem Herrn nicht nur für das Gute meines langjährigen Priesterlebens, sondern auch für manches Leid, das ich trotz allem zu ertragen hatte. Es waren Zeiten der Angst und der Sorge, der Verfolgung, des Kerkers und der Folter und Stunden der Enttäuschung. Das musste so sein. Das wusste ich gleich von Anfang an, dass der Priester mit Christus das Kreuz tragen muss. Der Diener kann nicht größer sein als der Meister.

Allen gilt mein Gebet, mein hl. Messopfer, meine Kraft, mein Leben, so lange Gott es mir noch gewährt. Ich segne Euch und grüße Euch von Herzen.

Ihr,
Peter Dermendjin, Pfarrer i. R.





Planungen für die St. Gerhardskirche; Zeichnung aus dem Jahre 1863



Wertvolle Holzschnitzereien aus Südtirol prägen das Innenbild der Gerhardskirche



Die Gerhardskirche nach den Umbauten im Jahre 1902



Das Martyrium des hl. Gerhard



Unterschrift des Altarbauers



Die Mantelmadonna (unterer Teil des Marienaltars)

Aus dem Banat ins Banat

Eine Reise von Temeswar nach Werschetz und Weisskirchen

von Dr. Franz Metz

Wer heute von Temeswar nach Werschetz reist, hat es leichter als vor 20 Jahren. Die Grenze bei Stamura kann man mit gültigem Personalausweis in kürzester Zeit passieren, die Straßenverhältnisse sind gut und die Zollbeamten freundlich. Bereits wenige Kilometer nach Detta, also noch vom rumänischen Banat aus, sieht man den Werschetzer Berg und abends die beleuchtete Stadt an dessen Füßen. Eigentlich vermutet man gar keine Grenze in dieser Nähe, doch irgendwelche Bauten kommen dem Reisenden schon merkwürdig vor. Kurz vor dem Grenzübergang stehen moderne Ruinen, verlassene Tankstationen, zerfallene landwirtschaftliche Gebäude, etwas Trostlosigkeit. Der dünne Straßenverkehr, trotzdem man sich auf der Europastraße befindet, die Temeswar mit Belgrad verbindet, kommt einem vor, als würde man in einer verlassenen Gegend unseres alten Kontinents sein. Und auf einmal erinnere ich mich, dass hier sich ja bis 1989 ein Stacheldraht befand und sämtliche Reisenden mussten schon 20 km vor der Grenze den Personalausweis vorzeigen. Von all dem ist heute – Gott sei Dank – nichts mehr zu sehen und in einigen Minuten später ist man in Werschetz (serbisch Vršac).

Werschetz war vor der Zerstückelung des Banats eine der wichtigsten Zentren dieses europäischen Kulturraums, mit einer gemischten Bevölkerung und einem hohen Standard an Wirtschaft und Kultur. Man spricht heute noch außer serbisch auch rumänisch, ungarisch, kroatisch, russisch und vielleicht die älteren Einwohner ein wenig deutsch. Die Straßen unterscheiden sich hier durch gar nichts von jenen in Lugosch oder Temeswar, der Jugendstil ist ebenso vorzufinden wie in Arad oder Szeged, nur irgendwie bemerkt man doch,



Die erste katholische Kirche von Werschetz (Zeichnung)

dass hier die Zeit vor etwa 20 Jahren stehen geblieben ist. Schade, dass es so lange gedauert hat, bis man sich wieder gegenseitig gefunden hat – ich meine Europa und Serbien.

Eigentlich ist man hier in einem südbanater Ort, also mit vielen Ähnlichkeiten mit Orawitz, Anina oder dem alten Orschowa. Doch etwas größer und mit einer reicheren Geschichte. Mein Ziel war die römisch-katholische Pfarrkirche, die Gerhardskirche, mit ihren imposanten beiden neugotischen Türmen, welche man schon von weitem her entdecken kann. An der gleichen Stelle wurde 1728 ein erstes Gotteshaus errichtet und 1860-1863 entstand dann diese Kirche. Es soll damals die größte Kirche der alten tschanader Diözese gewesen sein, was man auch heute anlässlich ihres 150-jährigen Jubiläums ansehen kann. Damals hat die katholische Werschetzer Kirchengemeinde fast selbst die ganze Bausumme von 300.000 Gulden zusammengetragen und aus



Die beiden Kirchentürme prägen das historische Stadtbild von Werschetz



Neugotik an den Türmen

eigenen Mitteln die prunkvolle Inneneinrichtung finanziert. Der Temeswarer Bischof Alexander Bonnaz weihte am 27. Dezember 1863 die neue Kirche, ihr Patron ist der heilige Gerhard, der erste Bischof des Banats. Gegenüber der Kirche befindet sich das alte Pfarrhaus aus dem 18. Jahrhundert.

Tritt man in die Kirche ein, wird man von ihrer architektonischen Wärme und von den strahlenden Kirchenfenstern regelrecht überwältigt. Von den Kehlheimer Platten mit denen der Fußboden belegt ist, bis zu den Altären, den zahlreichen Fresken, den bunten Kirchenfenstern, den vielen Fahnen und der Orgel – alles spricht von einer Blütezeit dieser Stadt und ihrer katholischen Gemeinde.

Viele Altäre und Statuen kamen aus Wien, so der Hochaltar und die Kanzel, erbaut vom Wiener Kunsttischler Josef Staudinger, der Marienaltar (Maialtar) stammt von Josef Rifesser aus St. Ulrich im Grödnertal, Südtirol. Die vielen Fresken und Malereien wurden von Malermeister Anton Szirmay gefertigt und sollen erst 1912 entstanden sein. Der Maler soll die Mathias-Kirche in Budapest als Vorbild genommen haben. Einige der Statuen



Auch die Kanzel ist ein Meisterwerk der Bildhauerkunst: Evangelist Matthäus

stammen vom berühmten Bildhauer Ferdinand Stuflesser aus St. Ulrich, Gröden, Südtirol. Eine Zierde der Kirche sind auch die bunten Kirchenfenster, von Josef Pálko in Budapest gefertigt. Die 14 Kreuzwegstationen sind wertvolle Ölbilder, deren Künstler leider nicht bekannt ist.

Der Besucher wird besonders von den übergroßen Fahnen abgelenkt. Ganz vorne hängt auf zwei mächtigen Stangen die Bauernfahne, die zusätzlich mit 6 weiteren Stangen gestützt wird. »Verein der Ökonomen in Werschetz« kann man auf der einen Seite lesen. Auch fast alle Inschriften der anderen Fahnen sind in deutscher Sprache verfasst, so auch die Texte auf den Bildern des Kreuzwegs. Noch vor etwa 30 Jahren befanden sich 9 Fahnen in der Kirche. Die schwerste der 5 Glocken wiegt 2.140 kg und ist dem Schutzpatron der Kirche, dem hl. Gerhard gewidmet.

Im Jahre 1944 wurde der Südturm der Kirche durch Kanonenschüsse stark beschädigt. In den Jahren 1978-1980 wurde die Kirche hauptsächlich aus Spenden der deutschen Caritas gründlich renoviert. Auch später wurden noch kleinere Renovierungsarbeiten unternommen. Erst vor einem Jahr wurde die Kirche von außen mit neuen LED-Lampen künstlerisch beleuchtet, so dass das Gebäude in Dunkelheit in mehreren Farben erscheint. Dies wurde im Rahmen eines grenzüberschreitenden EU-Projektes erst vor kurzer Zeit bewerkstelligt. Dabei geht es um gemeinsame Vorhaben zwischen EU-Ländern wie Rumänien und den Nachbarstaaten.

Will man einen Spaziergang durch die Innenstadt machen, soll man diesen keinesfalls Ende Februar unternehmen. Dann nämlich wütet hier der Koschawa – ein Wind, der fast wie ein Orkan durch das ganze südliche serbische Banat weht. Selbst das Fotografieren auf der Straße wird zu einer Zumutung. Trotzdem kann man etwas Besonderes an den Hausfassaden entdecken: die vielen Kibitze, wie man die eigenartigen Fenster hier nennt. Solche finden wir auch in Orawitza, Anina,



Evangelist Markus



Evangelist Johannes



Evangelist Lukas



Die „Kibitze“ (besonderer Fensterbau im südlichen Banat) finden wir auch in Werschetz

Weisskirchen oder Reschitza und sind typisch für diese Region. Diese Art von Fenster ragen bis etwa 20 cm vom Fensterrahmen heraus und bieten dem Hausbewohner die Gelegenheit, bei Regen oder Wind, ohne das Fenster zu öffnen, auch nach rechts und links zu schauen. Die meisten dieser Fenster sind über 100 Jahre alt, einige wurden auch renoviert oder nach alten Modellen neu gebaut. Stilistisch bilden sie eine architektonische Einheit mit dem Rest der Fassade.

Werschetz wäre ohne das städtische Museum um einiges ärmer. Dieses wurde vom Historiker Felix Milleker gegründet und beherbergt u.a. eine wertvolle Bibliothek mit alten Büchern. Auch dieses Gebäude wurde erst in letzter Zeit gründlich renoviert, modernisiert und umgebaut. Doch was wäre Werschetz ohne die Bergkapelle oder Kreuzkapelle. Diese stammt aus dem Jahre 1720 und wurde vor einigen Jahren renoviert. Jährlich fan-

den hier Prozessionen und Wallfahrten statt und die ebenso alten und zahlreichen Steintreppen davor bieten dem Pilger einen herrlichen Blick über die ganze Stadt. Und wer am Abend von dem Besuch der zahlreichen katholischen und orthodoxen Kirchen ermüdet ist, kann eine Weinkostprobe in einem der alten Weinkeller der Stadt besuchen, die in den letzten Jahren immer mehr von Touristen angepeilt werden.

Zur Geschichte der Werschetzer Wegenstein-Orgel

Der Historiker Felix Milleker erwähnt in seiner Werschetz-Monographie, dass bereits 1741 eine Orgel in der katholischen Kirche vorhanden war und dass der Calcant (Balgtreter) von der Gemeinde bezahlt wurde. Im Jahre 1753 soll eine neue Orgel aus Ofen (heute Budapest) gebracht worden sein. Die Orgel der Werschetzer katholischen Kirche wird auch in den Visitationsprotokollen des Csanader Bischofs Dr. Josephus Lonovich aus dem Jahre 1838 erwähnt: sie wird als eine alte Orgel bezeichnet („antiquum“) und hatte 9 Register. Nach anderen Angaben könnte es sich auch um ein Instrument des Temeswarer Orgelbauers Paul Gály handeln, der Orgeln für Alexanderhausen, Johannisfeld und vermutlich auch Werschetz im Jahre 1838 erbaut haben soll. Es könnte aber auch sein, dass er in diesem Jahr die Werschetzer Orgel nur repariert hat.

Als im Jahre 1870 die Gemeinde Werschetz eine neue Orgel benötigte, kam Orgelbauer Aloys Hörbiger mit seiner gesamten Familie in die Stadt. Dazu gehörten auch die beiden Söhne Wilhelm und Godefried, die ebenfalls als Orgelbauer tätig waren. Ein Enkel dieses Orgelbauers, namens Karl Dehm, wird später in Philadelphia (USA) ebenfalls diesen Beruf ausüben. Die Werkstätte Hörbigers befand sich in Werschetz in der Weißkirchner Gasse, am Rande der Stadt. Seine letzte Orgel erbaute er in Semlin, wo er am 7. Mai 1876 verstarb.

Aloys Hörbiger kam am 17. Februar 1810 in Thierbach (Tirol) zur Welt. Wurzbach schrieb über ihn: „...der Sohn eines Bauern, der noch in seinem zwanzigsten Jahre die Kühe auf die Alm trieb, Butter und Käse machte und nie einen guten Unterricht genossen hatte. (...) Als solcher wagte er sich für die Churkirche seines Geburtsortes, bloß auf sein Talent vertrauend, den Bau einer Orgel mit 6 Registern zu unternehmen, was ihm auch trefflich gelang. (...) Auch unternahm er mehrere Reisen nach Italien, um dort die großartigen Orgelwerke nach ihrem Baue zu studieren (...)“. Im



Der Spieltisch der Wegenstein-Orgel im Jahr ihres 100-jährigen Jubiläums, 2013

Jahre 1855 wird Hörbiger als »ein musikalisches und mechanisches Genie in Wien« und als ein »Tiroler aus Cilli« bezeichnet. Im Jahre 1871 wurde die Werschetzer Kirchenorgel vollendet, hatte 32 Register und kostete die stattliche Summe von 12.000 fl.

In der Pfarrchronik der Gemeinde Setschan (Secanj, Serbien) erfahren wir weitere Einzelheiten über die Orgelbauerfamilie Hörbiger, die die Orgel dieser Gemeinde im Jahre 1867 repariert hat. Am 3. September 1867 notiert der Pfarrer: „Orgel neu repariert und gestimmt. (...) Schon voriges Jahr im August war hier ein gewisser Johann Trogle, der sich als Orgelbauer vorgestellt hat. Er verstand aber wenig davon und nachdem er hier sehr schwer erkrankte, wurde er nach Betschkerek überführt, wo er bald darauf verstarb. Nach seinem Tode habe ich erfahren, daß zur Zeit in Betschkerek ein tüchtiger Meister tätig ist. Er heißt Aloys Hörbiger und ich habe ihn gebeten, nach Setschan zu kommen. Er war als Spezialist sehr bekannt und hat im weiten Umkreis bis nach Italien 83 Orgeln erbaut und führte auch Reparaturen aus.(...) und wir haben mit dem Tyroler Aloys Hörbiger eine Vereinbarung getroffen. Herr Hörbiger hat zwei Söhne: Wilhelm 27 Jahre alt, und Godefried, 26 Jahre alt. Die beiden haben in letzter Zeit die Orgel in Johannsfeld repariert. (...) Über die Fachleute kann ich aussagen: die Herren Wilhelm und Godefried Hörbiger sind gut erzogen und in der Orgelbautechnik sehr gut eingeführt. So gewissenhaft sie mit der Arbeit begonnen haben, so haben sie sich während der ganzen Arbeitszeit benommen. Es sind gute, anständige und in moralischer Hinsicht gut aufge-

wachsene junge Leute, sehr gute Sänger und ausgezeichnete Orgelspieler. Ihre Arbeit ist eine schöne Leistung und ein besonderes Geschenk Gottes. Möge der gute Gott sie segnen. Amen.“

Felix Milleker erwähnt den Orgelbauer Hörbiger in seinem kurzen Bericht über den Banater Orgelbau: „Erwähnt sei daß Orgelbauer schon seit der zweiten Hälfte des 18. Jhs in Temeswar zu finden sind. Der erste, von dem wir Kunde haben, hieß Ochsenreiter, welcher 1764 für die Kirche in Neu-Beschenowa um 150 Fl. eine Orgel verfertigte. Der zweite Franz Anton Welder der um 1780 in die Reihe der Temeswarer Bürger Aufnahme fand. 1853 rief Josef Hromatka in Temeswar eine Musikinstrumentenfabrik ins Leben, welcher auf der 1885er Budapester Landesausstellung schöne Leistungen vorweisen konnte. Derselbe erzeugte Orgeln, Klaviere und Phisharmoniums. Seit den 90er Jahren ragt auf dem Gebiet des Orgelbaues in Temeswar Leopold Wegenstein hervor. 1895 gab es 6 Gewerbetreibende welche sich mit der Erzeugung von Musikinstrumenten befaßten, u. zw. 3 Orgelbauer, 1 Klavierfabrikant und 2 Blasinstrumentenerzeuger. Selbstverständlich kam vieles aus der Fremde. So stellte 1871 der Wiener Orgelbauer Hörbiger in der Werschetzer r. k. Pfarrkirche eine Orgel mit 32 Register auf.“

Carl Leopold Wegenstein erbaute 50 Jahre nach der Fertigstellung der neuen Werschetzer Kirche im Auftrag der katholischen Kirchengemeinde eine neue Orgel. Sie wurde im Jahre 1913 vollendet und eingeweiht. Es ist ein pneumatisches Werk mit zwei Manualen, Pedal und stattlichen 35 Registern. Dazu gehören 12 acht-Fuss-



Der hl. Stefan, König von Ungarn, widmet sein Reich der Mutter Gottes



Eine der 14 monumentalen Kreuzwegstationen



Der hl. Gerhard – Buntes Glasfenster im Altarraum

Register (!) und 5 Zungenregister. Dieses Instrument entstand in der Glanzperiode dieser Temeswarer Orgelbaufirma und nur einige Monate vor dem Ausbruch des ersten Weltkriegs. Die größten Meisterwerke hatte Carl Leopold Wegenstein bereits geschaffen: die Millenniumsorgel 1896, die große Orgel der Temeswarer Millenniumskirche 1901, die Orgel der Wallfahrtskirche Maria Radna 1905 und jene der Temeswarer Domkirche 1908. Im Jahre 1912 erbaute er die etwas kleinere Orgel

der katholischen Kirche im Nachbarort Weisskirchen. Die Orgel der Werschetzer Gerhardskirche hat folgende Disposition:

I. Manual (C-f ³)	II. Manual	Pedal (C-fi)
1. Bourdon 16´	14. Quintatön 16´	27. Contrabass 16´
2. Principal 8´	15. Principal 8´	28. Subbass 16´
3. Concertflöte 8´	16. Flute Harmonique 8´	29. Echobass 16´
4. Gedeckt 8´	17. Lieblich Gedeckt 8´	30. Violon 16´
5. Fugara 8´	18. Gamba 8´	31. Octavbass 8´
6. Gemshorn 8´	19. Aeoline 8´	32. Cello 8´
7. Salicional 8´	20. Voix Celeste 8´	33. Flautabass 8´
8. Octav 4´	21. Flute Travers 4	34. Posaune 8´ (?)
9. Rohrflöte 4´	22. Echoflöte 4´	35. Tuba 8´
10. Rauschquint 2x, 2 2/3´	23. Piccolo 2´	
11. Octav 2´	24. Harmonia aetheria	
12. Mixtur 4-5x, 2 2/3´	3-4x, 2 2/3´	
13. Trompete 8´	25. Vox humana 8´	
	26. Oboe 8´	

Die römisch-katholische St. Annakirche in Weisskirchen Zur mehr als 200-jährigen Geschichte eines bedeutenden Kirchenbaus im serbischen Teil des Banats

von Živan Ištvanić, Weisskirchen

Die römisch-katholische St. Annakirche in Weisskirchen ist eine der bedeutendsten sakralen und architektonischen Denkmäler im serbischen Banat und weist eine interessante Geschichte auf. Sie ist bis heute fast gänzlich original erhalten geblieben, selbst die Malereien und Fresken wurden in den letzten 60 Jahren nicht restauriert oder verändert. Die heutige Kirche ist das dritte katholische Gotteshaus in diesem Ort, nachdem im 18. Jahrhundert zwei kleinere Kirchen errichtet wurden.

Am 27. April 1802 wurde der Grund auf dem die Kirche erbaut werden sollte geweiht und am 9. November 1806 fand die Einweihung statt. Die Pläne zu diesem Kirchenbau sollen von einem kai-



Der Historiker Zivan Istvanic aus Weisskirchen



Erinnerungstafel an die Konsekration der Kirche im Jahre 1929 durch den Erzbischof von Beograd

serlichen Architekten aus Wien stammen. Leider konnten sowohl im Wiener Kriegsarchiv wie auch in den beiden Temeswarer und Großbetschkereker Diözesanarchiven keine Baupläne gefunden werden. Im Pfarrarchiv zu Weisskirchen stammen die ältesten kirchlichen Dokumente aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Das regionale staatliche Archiv von Bela Crkva (Weisskirchen) besitzt nicht viele Baupläne von Kirchen und sakralen Gebäuden.



Renovierte Kirchenfassade...



... und Blick hinter die renovierte Kirchenfassade

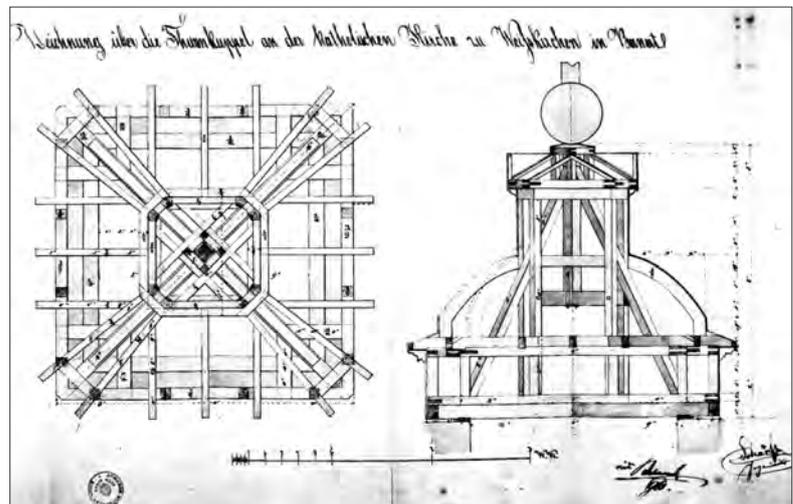


Zu den auswärtigen Erbauern der St. Annakirche zählen u.a. folgende Meister: Johann Lorenz (Temeswar, 1742 – Weisskirchen, 17. Mai 1817), Joseph Hückl (Mähren, 1742 – Weisskirchen, 2. Juli 1805) und Josef Haffner mit seinen Mitarbeitern. Diese Kirche ist der letzte monumentale Bau der Weisskirchner sakralen Architektur im 19. Jahrhundert, mit all den darin vorkommenden Kunstformen, Malereien und Ornamenten. Die Kirche befindet sich 97 m über dem Meeresspiegel und ist 41,85 m hoch. Die Stirnwand der Kirche ist 15,26 m, und andererseits 22,36 m breit. Die gesamte Länge der Kirche ist linksseitig 41,03 m und rechtsseitig 41,12 m.

Die Kirche hat vier Altäre: den Hauptaltar (Hochaltar) und drei Nebenaltäre. Der Hauptaltar befindet sich in der Wölbung der nördlichen kirchlichen Apsis und ist der zentrale Platz der Kirche. Der Stil ist neobarock. Im Sanktuarium befindet sich das Altarbild (Hauptaltarbild) der Patronin der Kirche Sankt Anna, gemalt vom Kunstmaler Riedel aus Wien. Am Hauptaltar befinden sich noch zwei vergoldete Skulpturen der heiligen Apostel Petrus und Paulus, geschaffen vom Bildhauer Sandhaas aus Pest. Die Statuen sind Geschenke des damaligen



Die „Weisse Kirche“ in Weisskirchen – alte Ansichtskarte



Skizze des Kirchenturmes

Wappen von Weisskirchen am Kirchenportal

Temeswarer Bischofs Alexander von Bonnaz (1812-1889) und wurden am 23. Dezember 1867 geweiht.

Die beiden Bilder der Nebenaltäre stellen den heiligen Johann von Nepomuk dar (links) und die heilige Dreifaltigkeit (rechts). Das Dreifaltigkeitsbild stammt vom Kunstmaler Richard Puchta (er verstarb in Sombor/Batschka am 17. Februar 1870). Seine Kirchenbilder befinden sich in einigen Kirchen, wie z.B. in Orawitz und Reschitza. Er war später (1869-1870) Gymnasialprofessor in der Realschule in Sombor (Zombor), wo er Zeichen und Schönschreiben unterrichtet hat.

Die St. Annakirche war bis 1907 ohne Innenmalerei. Erst 1907 hat man das Deckengemälde gemalt, danach folgten die Wanddekoration. Diese stammen vom ungarischen Kunstmaler M. Marossy und seinen Gehilfen. Dessen Signatur samt Datum finden wir am Gewölbe oberhalb der Orgel: 15 Oktober 1907.

Am Gewölbe oberhalb des Hauptaltars wurde die Eucharistie bildlich dargestellt, dann die Krönung Mariens gefolgt vom hl. Gregor dem Großen, dem hl. Ambrosius von Mailand, des hl. Hieronymus, des hl. Augustinus und dem Bild der Wandlung. Oberhalb der Orgel finden wir das Bild der hl. Cäcilia, der Patronin der Kirchenmusik.

Im Jahre 1907 hat man begonnen die bis heute in strahlenden Farben gut erhaltenen Kirchenfenstern zu errichten. Diese Vitralien gehören zu den schönsten sakralen Kunstwerken der Wojwodina. In der Kirche gibt es sechs Fenster in der Mitte (drei links und drei rechts) so wie zwei Fenster im Erdgeschoss – links und rechts unten, mit insgesamt acht biblischen Motiven. Die Glasfenster im Sanktuarium stellen den hl. Karl Borromäus' (links) dar und die hl. Maria Magdalena (rechts). Die Innenausstattung der Kirche ab 1907 wurde größtenteils durch die Spenden von Karl Windauer (1833-1905, Weisskirchner Großgrundbesitzer) und seiner Gattin Maria Windauer, geb. Habschied (1838-1918), ermöglicht. Sie haben dafür mehr als 30.000 Kronen gespendet. Auch die 14 Kreuzwegstationen sind Ölgemälde von kunsthistorischem Wert.

Weisskirchen spielte im 19. Jahrhundert eine wichtige Rolle als Garnisonsstadt der österreichischen Militärgrenze. Die Stadt bekam deshalb auch viel Unterstützung von Wien aus. So erhielt die katholische Pfarrkirche am 7. September 1805 von Kaiser Franz II. die Summe von 2.800 Gulden zum Ankauf der neuen Orgel von Orgelbaumeister Franz Anton Wälter aus Temeswar. Diese wurde 1806 in der St. Annakirche aufgestellt. Das Instru-



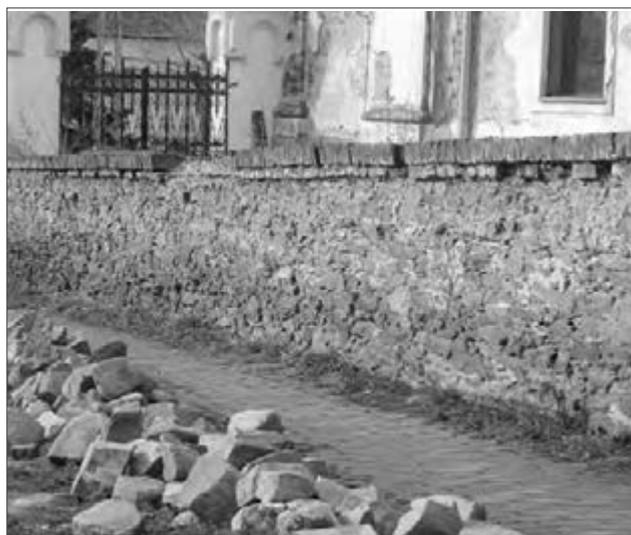
Pfarrer Király liest die heilige Messe (Februar 2013)

ment hatte 20 Register, 2 Manuale und Pedal. Am 9. November 1806 wurde zum ersten Mal darauf gespielt. Im Monat Mai 1836 wurde die Orgel zum ersten Male repariert und gereinigt, gleichzeitig wurde sie um 2 Register erweitert, also auf nun 22 Register. Weitere Reparaturen folgten in den Jahren 1854, 1863 und 1890.

Diese Orgel wurde im Laufe der Zeit von vielen Organisten und Kirchenmusikern gespielt: Franz Neukam, Georg Müller, Venčeslav Mašek, Eduard Mašek, Martin Novaček, Franz S. Vilhar und Joseph Weikert. Der erste Kirchenchor wurde im Jahre 1766 gegründet und heute finden wir noch in der Notensammlung der Kirche Handschriften und Drucke, die ältesten aus dem Jahre 1793. Ab 1806 hat man auch begonnen, das Inventarium der Musikalien regelmäßig zu vervollständigen.

Die reich ausgestattete St. Annakirche in Weisskirchen ist ein Beweis der hohen Entwicklungsstufe der römisch-katholischen und ehemaligen deutschen Bevölkerung dieses Ortes. Es ist ein Spiegelbild des stetigen kulturellen Interesses der Einwohner für höhere kulturelle Werte, für eine ständige Erneuerung in der künstlerischen Ausstattung mit neuen Musikalien die gerade in Wien oder in anderen europäischen Musikzentren erschienen sind. Trotzdem ist das ständige Miteinander der verschiedenen ethnischen Gruppen in dieser Stadt auch im zwischenkonfessionellen Bereich sichtbar. Man hat nicht nur in getrennten Kirchen die Gottesdienste musikalisch gestaltet sondern in vielen Fällen auch gemeinsam musi-

ziert. Weisskirchen ist ein konkretes Beispiel dieses multiethnischen und multikonfessionellen Nebeneinanders im Banat: die serbisch-orthodoxe Kirche entstand 1780, die rumänisch-orthodoxe 1872, die evangelische Kirche 1878, die jüdische Synagoge 1898. Das kirchenmusikalische Niveau an der St. Annakirche spielte dabei eine vorherrschende Rolle, was dazu führte, dass sich namhafte Musiker für diese Kirchenmusikerstelle beworben haben. Deren historische Rolle für Weisskirchen und für die ganze Region steht heute außer Zweifel. Nur so konnte dieser Kulturraum, gelegen zwischen den Flüssen Karasch, Nera und Donau seine führende Rolle im 18. und 19. Jahrhundert beibehalten.



Teile der alten Kirchenmauer



Carl und Maria Windauer sorgten für den Bau des Kirchenfensters der hl. Elisabeth



Josef und Magdalena Marter spendeten das Geld für das Kirchenfenster des hl. Josef



Der hl. Stefan, König von Ungarn, opfert seine Königskrone der Mutter Gottes

Zum 100. Geburtstag einer alten Dame

Vor hundert Jahren (1912) wurde die Wegenstein-Orgel der St. Anna-Kirche in Weisskirchen erbaut

von Edith Fischer, Weisskirchen

Die Geschichte der römisch-katholischen St. Annakirche, als ein architektonisch-sakrales Gebäude betrachtet, ist gleichzeitig ein Teil der Geschichte der deutschen Bevölkerung



Deckenmalerei oberhalb der Orgel: Hl. Cäcilia



Die Orgel von Carl Leopold Wegenstein, Baujahr 1912

der Kleinstadt Weisskirchen im südlichen serbischen Banat. Selbst die Musikgeschichte dieses Kulturzentrums wurde maßgeblich von der Geschichte dieser Kirchengemeinde beeinflusst. Da in dieser Stadt mehrere christliche Konfessionen seit Jahrhunderten nebeneinander leben – katholisch, serbisch-orthodox, rumänisch-orthodox, evangelisch – entwickelten sich deren kirchenmusikalischen Eigenschaften auch getrennt. Die Orgel- und Chormusik hat in der St. Annakirche mit der Zeit an Bedeutung gewonnen und Musiker aus anderen europäischen Regionen bewarben sich um diese begehrte und hochgeschätzte Kirchenmusikerstelle.

Und wo bedeutende Kirchenmusiker wirken, wurde gewöhnlich auch eine gute oder neue Orgel errichtet. Deren Erbauer war der in Temeswar wirkende Orgelbauer Carl Leopold Wegenstein (*1858, Kleinhadernsdorf, Österreich, + 10. März 1937, Temeswar). Ende des Jahres 1911 wurde deren Plan ausgearbeitet und zwischen dem 10. und 14. Januar 1912 wurde das Instrument auf der Empore errichtet. Am 21. Januar 1912 wurde zum ersten Mal diese Orgel gespielt. Zum Erbau dieser Orgel stiftete Maria Windauer (1838-1918) die beachtliche Summe von 10.700 Kronen. Diese großzügige Stifterin zählte zu den bedeutendsten Förderern der katholischen Kirchengemeinde von Weisskirchen. So konnten durch ihre Spenden auch bunte Kirchenfenster, Statuen und Altäre finanziert werden. Ihr Name steht auf einer Tafel die am Orgelprospekt angebracht wurde.

Wegenstein hat das Orgelgehäuse dem reich ausgestatteten Charakter dieses Kirchenraumes angepasst, mit geschnitzten Ornamenten und vergoldeten Verzierungen. An der gleichen Stelle stand bis dahin die Orgel einer anderen, älteren Temeswarer Werkstatt, die von Franz Anton Wälter. Wegenstein behielt davon nur das Orgelgehäuse des Vorderpositivs, das in der Brüstung eingebaut ist. Dieses Gehäuse ist heute allerdings leer. Natürlich kann man die stilistischen Unterschiede zwischen dem neuen größeren Hauptgehäuse von Wegenstein und jenes kleinerem von Wälter deutlich erkennen. Doch beide fügen sich



Kantorin Edith Fischer

harmonisch in den neobarocken Kirchenraum ein.

Die neue Orgel von Wegenstein besitzt eine pneumatische Spiel- und Registertraktur. Deren Spieltisch (Console) wurde vor dem Hauptgehäuse der Orgel aufgestellt, so dass der Organist, mit dem Blick in Richtung des Altars, gleichzeitig den Kirchenchor leiten konnte. Die breite Brüstung

konnte gleichzeitig als Notenpult verwendet werden. Hinter dem Orgelgehäuse wurde der Platz des Calcanten (Orgeltreters) bestimmt, der die Orgel mit dem nötigen Wind versorgt hatte. Erst viele Jahre später wurde ein elektrisches Gebläse errichtet.

Die Namen der Register sind auf Porzellschildern zu lesen, die alle in einer Reihe oberhalb des zweiten Manuals angebracht sind. Die Disposition ist wie folgt:

Hauptwerk (Manual I.): Principal 8', Bourdon 16', Gamba 8', Salicional 8', Vajt fuvola 8', Octava 4', Osövesfuvola 4', Mixtura 4x 2 2/3'.

Schwelwerk (Manual II.): Hegedü Principal 8', Flute harmonique 8', Quintadena 8', Aeolin 8', Vox celeste 8', Dolce 4', Traversa fuvola 4', Harmonium Aetherea 3x 2 2/3'.

Pedalwerk: Subbass 16', Violon 8', Octavbass 8', Cello 8'.

Als Hilfsregister sind die verschiedenen Koppeln (Normal, Super- und Suboktavkoppeln) vorhanden wie auch fixe Kombinationen (Piano, Mezzoforte, Forte, Tutti und Auslöser).

Auf der Orgelempore steht – wenigstens seit 100 Jahren – ein großes Harmonium der Marke Packard, das aus den USA stammt. Solche Instrumente finden wir in vielen Kirchen des rumänischen und serbischen Banats, sie wurden meist Ende des 19. Jahrhunderts gekauft, als diese Art von pflageleichten Musikinstrumenten sehr verbreitet waren.

aus: *Belocrkvanika*, Historische Zeitschrift von Weisskirchen, Heft 3-4, Bela Crkva 2012, S. 81-84.

Zeitzeugenbericht über die Kirchenmusik in Weisskirchen

Josef Krämer erlebte die letzten Jahre einer blühenden Musikkultur in seiner Heimat Weisskirchen

Heute lebt in Aichach (Bayern) **Josef Krämer**, der in seiner neuen Heimat über 30 Jahre als Kirchenmusiker tätig war. Er stammte aus Weisskirchen und ist ein wichtiger Zeitzeuge, der selbst als Kind und Jugendlicher das Kirchenmusikleben seiner Heimatstadt mitverfolgen konnte. Vor einiger Zeit berichtete er in einem Brief ausführlich darüber. Solche Berichte sind für uns sehr wichtig, da durch die Vertreibung und Flucht die meisten Quellen verloren gegangen sind.

Vor einiger Zeit fand ich in unserem Weisskirchner Heimatblatt einen Bericht von unserem Landsmann Hans Weiss aus Graz, der eine Internet-Aufzeichnung über Ihr großartiges Werk »Die Kirchenmusik in Südosteuropa ...« gefunden hat und das mich natürlich auch sehr interessiert hat, vor allem der Bereich Weisskirchen. Der jüngste Teil daraus deckt sich z.T. mit meinen eigenen Erinnerungen, etwa aus der Grundschulzeit von ca. 1934, bis zu meinem Abschied von Weisskirchen 1943.

Ich erinnere mich noch sehr gut an den großen Notenschrank im Vorraum der Orgelempore, an dem ich oft vorbei kam, doch dessen Inhalt damals niemanden außer den wenigen Musikern interessierte, die für die Auswahl der vorgesehenen Programme zuständig waren. So blieb der Schrank wahrscheinlich unverschlossen, bis Sie ihn endlich fanden und den Wert seines Inhaltes erkannten.

Schon als junger Ministrant war die Musik, die ich in der Kirche zu hören bekam, die einzige außerhalb meines Geigenunterrichts. So bin ich an

Sonntagen, wo ich nicht zum Altardienst eingeteilt war, gerne auf die Empore gegangen, zunächst nur um zuzusehen, später auch um mitzusingen. Bei den sonntäglichen Hochämtern, wie auch bei den verschiedenen Andachten konnte man sich auf eine sangeskräftige Gemeinde nicht verlassen. Daher war man sehr froh, wenn sich ein paar Beherzte auf die Empore wagten, um den Gesang zu unterstützen. Soweit kein Feiertag oder ein besonderer Anlaß für einen Choreinsatz gegeben war, sang man meist nur die gleichen einstimmigen Lieder mit Orgelbegleitung, weil diese keine Vorbereitung brauchten. So waren dies zum Beispiel zu den Fastenandachten das Lied „Lass mich deine Leiden singen“ das in Abwechslung mit einer Betrachtung der *Fünf Wunden Jesu*, strophenweise gesungen wurde.

Zum sonntäglichen Hochamt sang man in improvisierter Mehrstimmigkeit die Michael-Haydn-Messe „*Hier liegt vor deiner Majestät*“. Es erschienen oft nur 5-6 Chormitglieder, (auch mit erheblicher Verspätung). Das war zuletzt viele Jahre fester »Standard«. Mehr Abwechslung dagegen gab es in den täglichen Maiandachten in den Abendstunden. Da profilierten sich gerne Gesangsolisten, die meistens, jedoch nicht ausschließlich, aus den Reihen des Kirchenchores kamen.

An Sonntagen, oder je nach Zufall, konnte sich auch ein vierstimmiges Ensemble zusammenfinden, mit dem man ein »Pange lingua«, oder eine kleine Motette für Chor und Solostimmen in der Maiandacht bringen konnte. Genauere Angaben

über die Kompositionen kann ich leider nicht machen; es könnten auch Lochschmidt-Kompositionen dabei gewesen sein.

Später, als ich aktiv im Kirchenchor mitgesungen habe, erinnere ich mich an Messen von Griesbacher und Filke, aber es waren sicher weitere dabei. An Darbietungen aus Klassikern, wie Haydn oder Mozart habe ich vom Weißkirchner Kirchenchor nicht in Erinnerung. Ausnahme war eine große »Grabmusik« an einem Karfreitag, wo Haydns „*Sieben Worte des Erlösers*“ gebracht wurden. Da habe ich allerdings, wie auch bereits bei früheren Gelegenheiten, als Orchestergeiger mitgewirkt (Leitung Marietta Jagodić). Der Musikverein (Einstudierung Franz Lochschmidt) beteiligte sich ab und zu in unterschiedlicher Besetzung zur Begleitung des Chores bei festlichen Anlässen. Die Leitung hatte dabei nach meiner Erinnerung Marietta Jagodic oder Adalbert Mathes. An der Orgel saß stets Ernestine Branković. Die seltenen Chorproben fanden stets im Hause Jagodić-Branković statt, wobei bei Neueinstudierungen die Probe von Marietta Jagodić geleitet und von ihrer Mutter am Klavier begleitet wurde.

Über die Personen, die leitend bzw. als Organisten tätig waren, sind mir vor allem Ernestine Branković in Erinnerung. In der Regel fanden an St. Anna in Weisskirchen drei Messen an den Sonntagen und jeweils eine morgens an den Werktagen statt, in welchen die Orgel gespielt wurde. Dabei saß so gut wie immer Frau Branković an der Orgel. Sie füllte auch jeden Werktag mit ihrem Sologesang bestimmte Teile der Messe, da es nach damaliger Ordnung für die Orgel, mit Ausnahme bei der Wandlung, keine Pause gab. Sie war eine sehr geschickte Klavier-Blattspielerin und spielte auch auf der Orgel »Klavier«, denn die Pedalregister waren stets abgeschaltet. Im Improvisieren auf der Orgel, was damals zur »Pausenfüllung« immer erforderlich war, hatte sie auch viel Erfahrung. Am Dirigentenpult jedoch habe ich sie während der ganzen Jahre nie in Erinnerung.

Auch die Proben in ihrem Hause leitete, soweit Marietta Jagodić nicht anwesend war, Adalbert Ma-



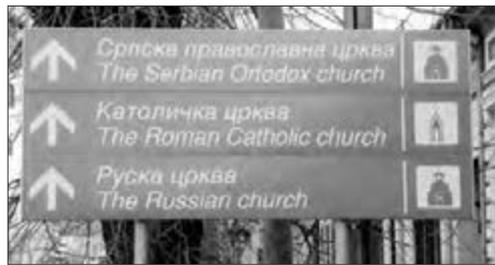
Josef Krämer als Jugendlicher noch in Weisskirchen, um 1937...



... und als Kirchenmusiker in Aichach, Bayern (1960-1991)

thes. Als geschulter und notensicherer Baßsänger unterstützte er auch den Chorgesang an den meisten Sonn- und Feiertagen mit gewöhnlichem »Takt-Schlagen«. Weitere Tätigkeiten von Ernestine Branković als Musiklehrerin usw. waren zur damaligen Zeit nicht mehr bekannt. Ich verdanke ihr wenigstens, dass sie mir Gelegenheit gab, meine ersten Versuche auf der Orgel zu machen. Zum letzten Mal begegnete ich ihr in Wien im Winter 1944-45, wo sie mit Marietta und Kornel Jagodić in einer kleinen Wohnung in der Prinz-Eugen-Straße verbrachte.

Marietta Jogodić war damals die renomierteste Klavierlehrerin in Weisskirchen und bei ihr hatte ich auch ca. drei Monate meine ersten fachlichen Anleitungen. Noch als Kind wurde ich aber auch mal von ihr zu einem kleinen gesanglichen Soloauftritt bei einer Veranstaltung im »Burg«-Saal ausgewählt. Später musste ich als fortgeschrittener Geiger sogar einen Satz aus Beetho-



Zweisprachiger Wegweiser zur katholischen, russischen und serbischen Kirche



Die russisch-orthodoxe Kirche von Weisskirchen



Das alte Rathaus von Weisskirchen

vens „Frühlingssonate“ mit ihr spielen.

Marietta Jagodić war damals äußerst vielseitig tätig, denn sie hatte nicht nur mehrere Vereine geleitet, wo sie Chöre einstudiert und Bläsergruppen sowohl geleitet als auch dem Nachwuchs Einzelunterricht erteilt hat, sie hat auch bei den damals üblichen Operettenaufführungen Regie

geführt und die Gesangspartien einstudiert. Bei zahlreichen Konzerten war sie die zuverlässigste Klavierbegleiterin und ist sogar mehrmals mit Solonummern als Koloratursopran aufgetreten (am Klavier Otto Kuhn).

In der Kirchenmusik dagegen war sie mehr am Rande in Erscheinung getreten, meist als Aushilfe für ihre Mutter. Dabei fiel mir auf, dass sie an der Orgel die Registrierung auch änderte, während ihre Mutter immer die gleiche Kombination unverändert nützte. Frau Jagodić betätigte auch die Pedale, welche ansonsten immer abgeschaltet waren. Im Improvisieren zwischen den Gesängen war sie auch sehr einfallsreich, wogegen Werke aus reiner Orgelliteratur, zumindest in dieser Zeit, nie zu hören waren. Ein Üben oder Einstudieren von Orgelwerken wäre damals auch zu umständlich gewesen, zumal die Orgel über keinen Windmotor verfügte. So gab es auch keinen Nachwuchs an Organisten. Die wenigen Einzelpersonen, die bei seltenen Gelegenheiten mal an der Orgel saßen, waren nur Klavierspieler, die bei Begleitungen aushalfen.

Franz Lochschmidt war mir auch bestens bekannt, da ich schon in jungen Jahren vorübergehend Violinunterricht von ihm erhielt, wenn es meinem Vater zu beschwerlich war. Zu meiner Zeit, die ich in Weisskirchen verbrachte, war er mir hauptsächlich als Violinlehrer vertraut, da er eine große Anzahl von Schülern hatte. Anfangs spielte ich auch in einem Jugendorchester, das sich hauptsächlich aus Streichern seiner Schüler zusammensetzte. Später erfuhr ich mehr über seine verganenen Tätigkeiten, wie die Gründung des Streichquartetts und seine Rolle im städtischen Musikverein. Da war er zunächst nur Geiger, übernahm aber schon in den 30-er Jahren die Leitung des Orchesters, in welchem ich später auch regelmäßig mitgewirkt habe. Ich erinnere mich dabei an einige Aufführungen, wie Lehárs „Friederike“ mit großem Orchester und Musikbeiträgen in kleinerer Besetzung bei gemischten Veranstaltungen.

Auch unzählige Auftritte bei Tanzveranstaltungen, wo wir die halben Nächte durch musizierten sind mir in Erinnerung. Auch an Auftritten in

Bläserensembles im Freien, wo Lochschmidt oft Flügelhorn spielte, waren keine Seltenheit. Bei Orchestermessen in der Kirche wäre möglich, dass Lochschmidt ausnahmsweise die Gesamtleitung hatte. Sonst aber war er höchstens aushilfsweise als Chorsänger im Bass bei besonderen Gelegenheiten. Nie dagegen habe ich ihn jemals an der Orgel gesehen, obwohl mir von meinem Vater aus bekannt war, dass er mal eine Prüfung als Regenschori gemacht hat. Es war mir auch bekannt, dass er zahlreiche Kompositionen hinterlassen hatte, die aber nur selten aufgeführt wurden. Nach meiner Erinnerung war er zwar äußerst fleißig und



Das prächtige Harmonium stammt aus Amerika

vielseitig, ein Blattspieler, der bei unterschiedlichsten Anlässen stets einsatzbereit war, wurde aber im allgemeinen als gutmütiger, aber emotionsloser Routinier eingeschätzt. Auch nach der Vertreibung traf ich ihn bei unseren alljährlichen Weißkirchner Treffen in Österreich, wo er auch in vorgerücktem Alter unermüdlich junge Leute um sich versammelte, die unter seiner Anleitung bei unterschiedlichsten Anlässen auftraten.

Franz Lochschmidt als letzter Organist und Kantor zwischen den zwei Weltkriegen an der Kirche St. Anna in Weisskirchen trifft meines Wissens also nicht zu. Wahrscheinlich war er zuletzt in der Heimatdivision Prinz Eugen in der Militärkapelle zu finden, denn ich erinnere mich, als ich als Schüler in Werschetz mal zufällig einer Probe der Militärkapelle im Stadtparkpavillon zugehört habe, zu meinem Erstaunen Franz Lochschmidt dort unter den Musikern in Uniform antraf. Das könnte 1942-43 gewesen sein.

Wenn ich auch in den letzten Jahren mit Unterbrechungen in Weisskirchen weilte, so glaube ich doch sicher zu sein, dass Ernestine Branković bis zu ihrer Vertreibung ihren Orgeldienst dort nach wie vor ausgeübt hat.

Soviel wollte ich Ihnen nur aus meinen Erinnerungen zu Ihren Unterlagen ergänzend mitteilen, auch wenn es ohne nennenswerte Bedeutung bleiben wird.

Die alte Diözese Tschanad

Bischof Martin Roos legt dritten Band zur Geschichte der Banater Diözese vor

von Dr. Franz Metz

Ende 2012 ist nun der dritte Band der Reihe »Die alte Diözese Csanád« im Selbstverlag der drei Bistümer Szeged-Csanád, Groß-Betschkerek und Temeswar erschienen. Mit seinen über 700 Seiten ist es der bisher umfangreichste Band, davon mehr als 400 Seiten Anmerkungen, was den wissenschaftlichen Wert dieser Arbeit hervorhebt. Diesmal geht es um die Zeit zwischen 1800-1850, als zweiter Teilband des Bereichs „Vom Barock bis zur Revolution 1718-1850“. Widmung des Verfassers: „Den Gewesenen, den Gegenwärtigen, den Kommenden aus Klerus und Volk unserer drei Schwesterdiözesen“. Seinen bereits im ersten Band gesetzten Zielen ist Bischof Martin Roos treu geblieben: diese Publikation soll in historisch-wissenschaftlicher Form das seit dem Ende des ersten Weltkriegs getrennte Erbe so darstellen, wie es entstanden ist und sich binnen Jahrhunderten fortentwickelt hat. Unser heutiges, von der blutigen Geschichte des 20. Jahrhunderts geprägte natio-

nalistische Geschichtsbewusstsein Südosteuropas wird dadurch ein wenig korrigiert und zu recht gerüttelt. Damit schließt sich diese analytische Denkweise dem heutigen Europa-Gedanken an, wenn dieser auch zur Zeit durch Geldgier und



Bankenmonopolen ins Wackeln gekommen ist. Der Autor verfolgt dabei die gleichen Ziele, die man in anderen europäischen Grenzregionen und historisch gewachsenen Kulturlandschaften bereits erreicht hat.

Durchblättert man diesen opulenten Band, wird einem die europaweite Geschichte des historischen Banats erst bewusst. Obwohl der Autor, ein gebürtiger Banater Schwabe, seine Gedanken, Erklärungen und Forschungsergebnisse in deutscher Sprache niedergeschrieben hat, denkt er mit einem viel weiteren Horizont, in dem das beengte nationale und konfessionelle Denken fast verschwindet. Die Banater Geschichte ist zwar bisher in rumänischer, deutscher, ungarischer oder einer slawischer Sprache geschrieben worden, doch bekommt der Leser das Gefühl, dass diese Denkweise tendenziös und einseitig wirkt. Höchste Zeit also, all diese alten abgetragenen Gewänder abzulegen.

Besonders in der in diesem Buch beschriebenen Zeit, in der die Revolution von 1848 ihre Schatten bereits viele Jahre davor vorauswirft, ist eine objektive Sichtweise nicht einfach zu gewinnen. Und die Folgen dieser umwälzenden Jahrzehnte haben auch den restlichen Teil des 19. Jahrhunderts stark geprägt. Im Zentrum steht dabei die Zeit folgender Banater Bischöfe: Ladislaus Kőszeghy de Remete (1800-1828), Antonius Török (1829-1832), Joseph Lonovics de Krivina (1834-1850) und Michael Horváth (designierter Bischof, 1848-1849). Damit nimmt die Spannung in der wissenschaftlichen Aufarbeitung der Tschanader Diözesangeschichte zu und die Glaubwürdigkeit des Verfassers wird auf die Probe gestellt. Bereits nach den ersten Kapiteln dieses Buches kann man feststellen, dass der Autor diese Probe bestanden hat. Spätestens im Kapitel zur Einführung der Agrar Grundherrschaft in Billed und die Rolle des kroatischen Bischofs Maximilian Verhovac kann man die europäischen Dimensionen der Banater Kirchengeschichte feststellen. Der Besuch des Banats durch Kaiser Franz I., die Auslagerung des kaiserlichen Kronschatzes in der Zeit der napoleonischen Kriege nach Temeswar, die Veröffentlichung eines französischen Gesangbuches im Banat, die Ansiedlung von geflüchteten Tiroler auf dem Gebiet der Tschanader Diözese, die Niederlassung von vielen böhmischen und slowakischen Familien im Banater Bergland und nicht zuletzt die Rolle Temeswarer Geistlichen während der revolutionären Ereignissen von 1848-1849 – all dies beweist die historische Bedeutung und folgenreiche Tragweite dieser Epoche.

Besonders interessant ist die Liste der Sprachen, die in den verschiedenen Pfarreien

des Tschanader Bistums 1828-1832 gesprochen wurden: in 83 von 162 Pfarreien wurde ausschließlich deutsch gesprochen, in 16 nur ungarische, in 4 nur illyrisch, in jeweils 1 nur bulgarisch oder rumänisch und in den restlichen französisch, böhmisch, slawisch, deutsch, ungarisch, bulgarisch, illyrisch, u.s.w. Beispielhaft sind auch die jeweiligen Karten gefertigt, die von Dr. Franz von Klimstein (Regensburg) und Claudiu Calin, dem Archivar der Temeswarer Diözese, stammen.

Hinsichtlich der Biographie des Temeswarer Canonicus Josef von Róka wird auch die Festung Kufstein erwähnt, in der viele ungarische Gefangene etliche Jahre wegen ihrer Rolle während der Revolution verbüßen mussten. Auch manche interessante kunsthistorische Geheimnisse werden gelüftet: die berühmte sogenannte *Cranach-Madonna* aus der Jahrmarkter Kirche ist nur eine gute Kopie aus dem 19. Jahrhundert und das sogenannte »Dürer-Bild« von Deutschsanktmarthin hielt einer gründlichen Prüfung nicht stand und gehört auch keiner Dürer-Schule an. Echt jedenfalls ist das Diplom, das der Klaviervirtuose Franz Liszt anlässlich seiner Konzerte 1846 in Temeswar erhalten hat, unterschrieben u.a. auch von Bischof Joseph Lonovics. Als lesenswert, lehrreich und spannend kann man diesen neuen Band bezeichnen und hoffen, dass bald auch die nächsten Bände folgen werden.

Infos und Bestellung über Gerhardsforum Banater Schwaben, Piusstr. 11, 81671 München oder E-Mail: Gerhardsforum@aol.com



**Bischof Martin Roos und Pfarrer Nikola Laus
bei der Unterzeichnung der Renovierungsverträge
für Maria Radna (April 2013)**

Ein neuer Frühling für die Kirche?

Franziskus, der neue Papst und die Glaubwürdigkeit der Kirche

von Pfarrer Karl Zirmer, Kath. Pfarrgruppe Mainspitze

Die Wahl des neuen Papstes am 13. März 2013 war eine große Überraschung. Keiner der vorher in den Medien genannten Favoriten hat das Rennen gemacht. Den Argentinier Jorge Mario Bergoglio hatte scheinbar niemand auf seiner Liste. Es hat sich wieder einmal die alte Weisheit bei Papstwahlen bewahrheitet: „Wer als Papst ins Konklave hineingeht, kommt als Kardinal wieder heraus.“ Vatikanbeobachter sprachen schon am Wahlabend von einer dreifachen Überraschung: Der erste Lateinamerikaner, der zum Papst gewählt wurde; der erste Jesuit, der in dieses Amt berufen wurde, und der erste Papst, der sich Franziskus nennt. Und vieles was der neue Papst sagt und tut, kommt bei den Menschen gut an und zeigt, wir erleben ein Pontifikat voller Überraschungen. Dass ein Papst seine Hotelrechnung bezahlt und keine roten Schuhe mehr trägt, sondern schwarze, sind nur zwei Beispiele von vielen, die deutlich machen, im Vatikan weht ein neuer Wind. Franziskus zeichnet sich aus durch einen anderen Stil, durch eine größere Nähe zu den Menschen und durch die pastorale Ausrichtung in seinem Pontifikat. Jeder Papst prägt mit seiner Eigenart und seiner Persönlichkeit dieses Amt. Benedikt war der Theologe auf dem Stuhl Petri und mit ihm haben wir ein intellektuell außergewöhnliches Pontifikat mit einem großen Engagement für den Dienst an Gott und an den Menschen erlebt. Von ihm wird vor allem seine Lehrtätigkeit, seine Arbeit als Mitarbeiter der Wahrheit bleiben. Franziskus ist der Seelsorger auf dem Stuhl Petri, der unbefangen auf die Menschen zugeht, der sich durch große Bescheidenheit und Menschenfreundlichkeit auszeichnet. Beide Perspektiven schließen sich natürlich einander nicht aus. Im Gegenteil: diese Verschiedenheit gehört zum Reichtum der Kirche. Bei demselben Glauben, bei demselben Wunsch, Christus bis in den letzten Winkel der Erde zu bringen, hat jeder Papst seine Prioritäten, seine Art, die Dinge zu sehen und zu tun, seinen eigenen Stil. Ich bin überzeugt: zwischen Benedikt und Franziskus gibt es mehr Gemeinsamkeiten und eine größere Konti-

nuität als mancher Kommentator wahrhaben will.

Und dennoch: man kann sich dem Zauber des Neuen und Unerwarteten nicht entziehen. Was die katholische Zeitung »Die Tagespost« in ihrer Ausgabe zum diesjährigen Osterfest schreibt, wird von vielen Menschen auch so gesehen: „Von Papst Franziskus können wir also erwarten, dass er einen neuen Frühling in die Kirche bringt.“ Gewiss: was wir bisher gesehen und erlebt haben, sind nur Zeichen und Gesten, die der Papst gesetzt hat. Mit Spannung wird erwartet, welche Personalent-

scheidungen er treffen wird, mit welchen Mitarbeitern er sein neues Amt ausüben will. Mit Spannung wird erwartet, wie er die Probleme angehen wird, mit denen die Kirche konfrontiert wird.

Was die Kurienreform betrifft, da gibt es bereits eine erste Entscheidung: Franziskus hat ein Gremium bestehend aus acht Kardinälen berufen, das ihn bei dieser wichtigen Aufgabe beraten soll. Kardinal Reinhard Marx, der Erzbischof von München, gehört auch zu diesem Gremium. Man kann diese Entscheidung auch als ein Signal deuten, dass Franziskus sein Amt vor

allem kollegial ausüben möchte. Auch hofft man, dass er den Ortskirchen eine größere Eigenständigkeit einräumen wird.

Die karitative, diakonische Dimension in der Sendung der Kirche, d.h. die Sorge um die Armen und Nettleidenden, der Einsatz für mehr Gerechtigkeit und Solidarität wird bei diesem Papst eine größere Priorität bekommen und das ist gut so. Auch hier bleibt es spannend: Was heißt es, wenn der neue Papst sagt: „Ach, wie möchte ich eine arme Kirche für die Armen!“

Erfreulich ist für uns, dass über Kirche in der Öffentlichkeit und in den Medien wieder positiver berichtet wird und verlorenes Vertrauen zurückgewonnen werden kann. Papst Franziskus ist für mich der Beweis dafür, dass unsere Kirche wirklich lebendig ist und auch der heutigen Welt eine hoffnungsvolle Botschaft bringen kann. Papst Franziskus steht für ein authentisches Christentum und dass ist es, was die Menschen von heute so dringend brauchen.



Papst Franziskus nach seiner Wahl auf der Mittelloggia von St. Peter

© Photographic Service L'Osservatore Romano

Pfarrer Adam Possmayer als neuen Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorger der Diözese Würzburg eingeführt

von Peter Krier

Nachdem Bischof Dr. Friedhelm Hofmann die Berufung Pfarrer Possmayers zum Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorger der Diözese Würzburg schon im November 2012 ausgesprochen hatte, erfolgte nun am 2. März 2013 die feierliche Amtseinführung unseres Banater Landmannes.

Die Veranstaltung begann mit einem besonderen Gottesdienst im Neumünster. Die schöne und nach dem Dom die zweitgrößte Kirche Würzburgs war gut gefüllt, als um 9.30 Uhr die Priester, Ministranten, Fahnen- und Trachtenträger bei feierlicher Blasmusik einzogen. Die Trachten und Fahnen ergaben ein buntes Bild des Arbeitsfeldes der Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge. Dabei waren Fahnenabordnungen und Trachtenträger der Sudetendeutschen, der Schlesier, der Oberschlesier, der Siebenbürger Sachsen, der Ackermannsgemeinde und eine größere Trachtengruppe der Kulturgemeinschaft Sankt Martin, unter der Leitung von Bernhard Fackelmann, mit einer Banater Fahne. Am Gottesdienst nahmen eine große Gruppe Gläubiger aus Birkenfeld, der vorherigen Pfarrei von Pfarrer Possmayer, teil, wie auch eine Gruppe aus seiner zukünftigen Pfarrei Markt Breit. Dazu waren Landsleute aus München und Augsburg mit dem Vorsitzenden der HOG Sankt Martin, Josef Messer, angereist. Dabei waren auch zahlreiche Landsleute aus Würzburg, Angehörige der Ackermannsgemeinde und der befreundeten Landsmannschaften.

Hauptzelebrant des Gottesdienstes war Domkapitular Christoph Warmuth, der auch die Predigt hielt. Ihm zur Seite standen Pfr. Adam Possmayer, Pfr. Dr. Alexander Hoffmann, Msgr. Otto Barth und Pfr. Paul Kollar. Am Schluss des Gottesdienstes verlas DK Warmuth die Ernennungsurkunde des Bischofs und wünschte Pfarrer Possmayer viel Erfolg in seiner neuen Aufgabe. Pfarrer Possmayer bedankte sich für die Berufung und das in ihn gesetzte Vertrauen, bat die Gläubigen um eine gute Zusammenarbeit und bedankte sich bei den Priestern, bei allen Mitwirkenden und Teilnehmern an dem feierlichen Einführungsgottesdienst.

An den Gottesdienst schloss sich ein Stehempfang im Kilianshaus an, bei dem befreundete Priester und Vertreter der Landsmannschaften und der Acker-

mannsgemeinde Grußworte sprachen. Die Grüße der Landsmannschaft und der Sanktmartiner, der Heimatgemeinde der Eltern von Pfarrer Possmayer, überbrachte Bernhard Fackelmann, der auch ein Geschenk für Bischof Hofmann überreichte.

Am Nachmittag fand mit der Pastorkonferenz der Aussiedler- und Vertriebenenseelsorge der Diözese Würzburg die erste Amtshandlung des neuen Diözesanbeauftragten statt. Planung, Vorbereitung und Leitung der Konferenz lagen in seinen Händen. Die Moderation hatte Hans-Peter Dörr, Leiter der Ackermannsgemeinde. Vortrags- und Diskussionsthemen waren die Donauschwaben. Wegen Verhinderung von Pfr. Egmont Topits, dem von der Deutschen Bischofskonferenz berufenen Visitator der Donauschwaben, hat Pfr. Possmayer das Referat über die Ansiedlung, geschichtliche Entwicklung und Glaubensleben der Donauschwaben bis zum II. Weltkrieg selbst übernommen. Über die politische Entwicklung in den drei Staaten Ungarn, Jugoslawien und Rumänien, über die heutige Situation der Katholiken in diesen Staaten und über die Donauschwaben in Deutschland mit dem Wirken des GERHARDSFORUMS und des Sankt Gerhardswerkes referierte Peter Krier. Nach reichlicher Diskussion und der Vorplanung wichtiger Veranstaltungen – Kiliani Wallfahrt 13. Juli und Wallfahrt nach Retzbach 27. September - wurde die Konferenz mit einem geistlichen Abschluss durch Pfarrer Possmayer beendet. Es war ein schöner Tag und ein geistlicher Aufbau in Würzburg.



Gottesdienst im Neumünster. Die Priester (v. li.): Msgr. Barth, Pfr. Possmayer, DK Warmuth, Pfr. Hoffmann, Pfr. Kollar

Seelsorger und Internetpfarrer

Ein Gespräch mit Pfarrer Egmont Franz Topits, Visitor der Donauschwaben

Mit dem folgenden Interview wollen wir die Reihe von Biographien Banater Priester fortsetzen. Bedingt durch die politischen Strukturen Rumäniens in der Nachkriegszeit, war es unmöglich etwas über das kirchliche Leben zu erfahren. Kirchliche Mitteilungsblätter und Kirchenzeitungen waren damals verboten und das kirchliche Leben durfte nur innerhalb der Kirchenmauern stattfinden. Auch über den Weg eines jungen Menschen bis zur Priesterweihe durfte man nicht sprechen. Pfarrer Egmont Franz Topits, Visitor der Donauschwaben, wurde trotzdem in jenen Jahren Priester und wie es dazu kam, hat er uns in einem interessanten Interview geschildert.

Gerhardsforum: Bekanntlich reift bereits im Kindesalter bei jedem Menschen ein Wunsch nach einem späteren Beruf. Was oder wer hat Sie dazu inspiriert, Priester zu werden? Und dies in jener Zeit, als die Kirche verfolgt wurde.

Pfr. Topits: Es waren viele Vorbilder, Bausteine und Ereignisse, die sich zum Gesamt meiner Berufung zusammensetzten. Die ersten Anfänge gehen wohl auf meine Kindheit zurück. Auf der Flucht, ich war gerade mal 11 Monate alt, trug mich Kaplan Wolf, der mich seinerzeit in Neuarad getauft hatte, zu Fuß über die rumänisch-ungarische Grenze. Mit mehreren Landsleuten flüchtete auch er vor den herannahenden Truppen der Sowjets. Als er meine Mutter und meine Schwester einholte, entlastete er sie auf diese Weise.



Meine erste Predigt soll ich – wie Mutter dies später öfters zum Besten gab – mit zwei Jahren gehalten haben. Sie nahm mich jedes Mal mit in die Kirche und zu den verschiedenen Gottesdiensten, so auch zu den Fastenpredigten, die der legendäre Pater Johannes Blum von den Salvatorianern in Temeswar hielt. Er hatte eines Abends ein herzbewegendes Beispiel von einer Frau erzählt, die der Priester ermahnt hatte, ihren Hass gegen einen Menschen doch aufzugeben. Dabei sagte er: „Aber Frau, bedenken Sie doch, dass er eine unsterbliche Seele hat!“ Heimgekommen, soll ich beim Ausziehen mit dem Fuß gestampft haben und die Worte wiederholt haben: „Aber Fau!“ (Das »r« konnte ich noch nicht aussprechen.) Der Prediger scheint mich damals schon mächtig beeindruckt zu haben. Manchmal zerbrach ich mir den Kopf, was denn für »Domino« der Pfarrer am Altar da spielte. Die lateinischen Worte: „Dominus vobiscum“ verstand ich noch nicht, aber sie riefen bei mir geheimnisvolle Gedankenverbindungen hervor.

GF: Die meisten Priester waren als Kind auch als Ministrant tätig, wodurch der erste Kontakt mit dem Altarraum entstanden ist...

Pfr. Topits: Nach meiner Erstkommunion in der zweiten Klasse, begeisterte mich mein älterer Freund Hohn Jozsi aus der Nachbarschaft für den Ministrantendienst. Als mich mein Freund dem Kaplan Korner vorstellte, schenkte mir dieser einen kleinen viereckigen Spiegel, der mit goldenem Staniolpapier hinterlegt war. Mit seiner Hilfe sollte ich mir meine Frisur stets zurechtrichten, bevor ich den heiligen Dienst am Altar antrat. Heute weiß ich, dass dieser Spiegel in meinem Inneren weit mehr bewirkte. Nachdem ich das »Confiteor« auswendig gelernt hatte, durfte ich zum ersten Mal ministrieren. Meine Schwester ging dann immer in die Messe, wenn ich eingeteilt war. Sie war mächtig stolz auf mich, lobte und ermutigte mich stets nachher. Die Teilnahme am heiligen Geschehen am

Altar ging nicht spurlos an mir vorüber. Wie viele andere Kinder spielte auch ich daheim »Messelesen«. Mein Altar war eine grüne Kommode mit einem Aufsatz. Als Kelch diente mir Mutters Pokalglas und als Hostienschale nahm ich eben einen Teller mit einem Stück Brot. Auf der Suche nach einem geeigneten Messgewand, verfiel ich recht bald auf Mutters grünen Bademantel. Als Messbuch stand mir immerhin die Bilderbibel von Rösch zur Verfügung. Bei der Predigt lauschten mir die Fliegen und Mücken recht andächtig und geduldig. Sie unterbrachen mich kein einziges Mal. Zudem ersetzten sie mit ihrem Gesumme sogar Orgel und Gesang. Auch besprengte ich sie liebevoll und ausgiebig mit Weihwasser, in dem ich zum Schier-Hacken unseres Vesta-Sparherdes griff. Das war nämlich mein Weihwasserwedel.

GF: Die kirchlichen Feste wurden ja früher in den Banater Dörfern von der ganzen Gemeinde gefeiert, besonders das Fronleichnamfest. Wie war das in Ihrer Kinderzeit?

Pfr. Topits: Fronleichnam war für uns Kinder immer ein großes Fest. Schon am Sonntag vorher traf sich die Nachbarschaft bei der »Lenzer-Nani«, mit der meine Mutter zusammen einen der vier Altäre aufbaute. Bei Kuchen und Krachel, Erzählen und Spielen wanden die fleißigen Hände die »Kranzel« aus Steinkräutern mit eingeflochtenen Blumen, die dann jede Teilnehmerin und Teilnehmer an der Prozession bei den verschiedenen Altären zur Erinnerung mitnehmen durfte. Viele steckten dann die vier Kranzel auf die Kerzen ihres Hausaltars oder Herrgottswinkels daheim. Meine Landsleute vermittelten mir bei all dem das Wertgefühl für das Religiöse und Geheimnisvolle. Wenn dann der Priester die Monstranz auf den festlich geschmückten Altar niedersetzte und den Segen gab, dann war das für uns alle wie ein Stück Himmel. So vergingen die Jahre.

In der Pubertät wollte ich jeden Tag etwas anderes werden, unter anderem auch mal Schiffskapitän. Hinzu kam, dass ich viel krank war. So verlor ich weitgehend den Anschluss an meine Klassenkameraden. Pfarrer Vormittag von der Deutschen Gemeinde in Arad nahm sich meiner an und besuchte mich in der Zeit. Danach gab er mir auf seinem Zimmer Religionsunterricht. Später sollte er mir vor meiner Weihe wichtige Anleitungen über den Kirchengesang erteilen. Auch nahm er mich mit auf seine regelmäßigen Radtouren. Kurz darauf bekamen wir in Neuarad einen neuen Pfarrer, der in Geschichte und Wissenschaft äußerst beschlagen war. Dr. Anton Schulter hielt abends auf dem Sakristeiboden regelmäßig Vorträge über Geschichte und Glaubensfragen. Damit wuchs mir Kirche ans Herz und ich wurde mit all den Wechselfällen ihrer langen Geschichte vertraut. So kann ich vieles, was uns in unseren Tagen so umtreibt, gelassener sehen. Schon einer seiner Vorgänger, Kämmerer Dr. Géza Kienitz hatte uns Lichtbilder von Rom und den Katakomben gezeigt. Dr. Schulters Erzählungen

waren so spannend, dass ich heute noch davon zehre. Gleichzeitig forderte er uns auch sehr stark. So führte er die Osterbeichte für die Jugend ein. Nach so einer Osterbeichte mit 16-17 Jahren hatte ich einmal ein unbeschreibliches Glücksgefühl, verbunden mit einem starken Gottes- und Berufungserlebnis. Ich hätte alle Menschen und die ganze Welt umarmen mögen. Es war für mich auch nach so vielen Jahren überdeutlich die Stunde meiner eigentlichen Berufung zum Priestertum. Das gute Beispiel des damaligen Kaplans Túry László und des Neupriesters Andreas Straub, wie auch vieler anderer, beflügelten mich zusätzlich in meinem Entschluss und halfen mir über die ersten Hürden hinweg.

GF: *Ihre Familie hat das typische Schicksal einer Banater Schwaben-Familie im zweiten Weltkrieg und in der Nachkriegszeit erlebt. Sie waren damals ein kleines Kind. Können Sie sich an etwas aus der Zeit erinnern?*

Pfr. Topits: Auf die Zeit der Flucht und Heimkehr kann ich mich nicht mehr direkt entsinnen. Meine ersten Kindheitserinnerungen führen mir leere Zimmerräume vor Augen, in denen es keine Schränke, Betten und Tische gab. Die hatte man nämlich geplündert und beschlagnahmt. Die Kleidungsstücke hingen an den Fensterflügeln. Verschwommen erinnere ich mich noch an meinen Taufpaten, der einmal bei uns übernachtete und danach wieder schwarz über die Grenze zurück musste. Meine Mutter fand als Buchhalterin recht bald eine Anstellung, während meine Schwester in Arad das Lyzeum Nr. 2 besuchte. Wir hatten alle darunter zu leiden, dass wir als Mittelständler gewissermaßen vermögend waren und dass Vater bei den Deutschen gefallen war.



Die Erstkommunion (1952) in Neuarad, mit Pfarrer Dr. Kienitz



Gemeinsames Musizieren mit Mutter und Schwester

Immer wieder bedrohte man meine Mutter mit dem Rausschmiss, aber weil man sie brauchte, kam es nie soweit. In den letzten Jahren meiner Studienzeit, kamen vielfache Verhöre hinzu, die Mutter ein richtiges Trauma versetzten. Aus lauter Angst vor Hausdurchsuchungen verbrannte sie die schön gebundenen Feldpostbriefe meines Vaters, was ihr später sehr leid tat. Meiner Schwester jedoch entzog man deswegen das Stipendium. Mutter musste in der Zeit gleich zwei Arbeitsplätze bekleiden. Sie pflegte immer zu sagen: „*Was man besitzt, das kann man über Nacht verlieren, aber was man im Kopf hat, das bleibt!*“ Und deshalb ließ sie uns Kinder trotz der vielen Einschränkungen studieren. Es war eine schwere Zeit, in der es uns wirklich schlecht ging. Sogar das Fahrrad mussten wir verkaufen. Im »Geldladl« fehlte nicht selten das nötige Geld für den täglichen Brotkauf. Nur dank der Hilfe einiger Verwandten konnten wir uns durchschlagen. Heute bin ich dankbar auch für die Erfahrungen in den Jahren der Not. Denn sie haben meine Schwester Elfriede und mich mit Mutter Barbara und Oma Elisabeth zusammengeschweißt. Wir hielten zusammen durch dick und dünn. Meiner Schwester verdanke ich so manche ärztliche Hilfe. Einmal hat sie mir durch ihr beherztes Eingreifen sogar das Leben gerettet. Auch begleitete sie mich bei meiner zweiten Herzoperation. So erfuhren wir auch immer wieder auf wunderbare Weise Gottes Hilfe.

GF: Was würden Sie aus der Zeit Ihres Studiums hervorheben?

Pfr. Topits: Zunächst musste ich mein Vorhaben, Priester zu werden, verheimlichen. Denn ich wäre unsäglichen Verfolgungen und Schikanen ausgesetzt gewesen. Eigentlich hätte ich aufgrund meines Abschlusses bei der Matura freien Zutritt zu jeder Hochschule gehabt, aber bei der Prüfung im Lehrfach über den dialektischen Materialismus, zog ich wohl als einziger das Thema „*Religion, ein Gespinnst von den Ausbeutern erfunden*“. Während ich die gängigen Zitate von Karl Marx und Lenin abspulte, war es für mich wie ein Fingerzeig Gottes. Unvergesslich bleibt mir die erste Begegnung mit Bischof Márton Aaron in Karlsburg, der mich direkt fragte: „*Du willst Priester werden?*“ Die Schwierigkeiten häuften sich auch hier haushoch. Ich musste ja die ungarische Sprache erlernen und fing buchstäblich beim Alphabet und der Schreibweise an. Ich sollte sie nicht nur

fürs Studium benötigen, sondern auch später für die Seelsorge in unseren Gemeinden. Erst im zweiten Semester begann ich allmählich das eine oder andere zu verstehen und auf einmal war es wie ein Nebel, dessen Schleier sich plötzlich lüftet, um dem Licht der Sonne zu weichen. Nach dem 8. Semester erkrankte ich schwer. Ab nun musste ich mit einer lebensbedrohlichen Herzklappenverengung und mit Asthma leben. In dem Zusammenhang erhob sich auch die Tauglichkeitsfrage bezüglich meiner Weihe. Mein Ordinarius Konrad Kernweisz entschied sich eindeutig dafür. Heute noch sei ihm Dank gesagt! Er hatte damals sich so geäußert: „*Der Egmont wird noch ein alter Mann werden!*“ Und siehe jetzt bin ich es.

GF: Wie waren ihre Priesterweihe und die Primiz?

Pfr. Topits: Wir waren der erste Weihejahrgang, der mit Bischof Márton Aaron konzelebrierte. Die Erneuerungen des II. Vatikanischen Konzils machten sich auch darin bemerkbar, dass ich



Als Theologiestudent in Alba Julia: Weihejahrgang



Primiz in der kath. Kirche Neuarad, gemeinsam mit Pfarrer Dr. Anton Schulter, Prof. Peter Jäger, Franz und Andreas Straub

ein Jahr lang Diakon sein durfte, eine Zeit, die ich in meinem Werdegang nicht missen möchte. Ich bin noch im alten Ritus ausgebildet worden, aber das Neue lag schon in der Luft. Es kam dann für mich wie eine Befreiung.

Bei der Primiz in Neuarad durften keinerlei Umzüge und »religiöse Demonstrationen« in der Öffentlichkeit stattfinden. Innerhalb der Kirche hatte aber Kaplan Adolf Fugel einen sehr festlichen Ablauf vorbereitet. Daran nahmen viele Priester und Alumnen teil, an der Spitze mit Bischof Adalbert Borosch. Festprediger war Monsignore Emmerich Vormittag. Viele Ministranten und Kinder waren mit Aufgaben eingebunden. Das Essen gab mein Firmpate, der damalige Kantor Franz Watz, bei sich zu Hause, mit dessen Frau wir verwandt waren. Meine Oma konnte diesen Tag leider nicht mehr erleben. Sie ist eine Woche vor meiner Priesterweihe verstorben.

GF: Bitte erzählen Sie kurz aus Ihrer ersten Zeit als Priester.

Pfr. Topits: Gerne hätte ich einige Jährchen als Kaplan gewirkt, um vor allem Erfahrungen zu sammeln, aber ich bin gleich nach einigen Wochen der Aushilfe in meiner Heimatgemeinde und in Kleinsanktnikolaus zum Pfarrverweser von Orzydorf ernannt worden. Man hatte wohl befürchtet, dass mein labiler Gesundheitszustand den Belastungen eines Kaplans in einer Großgemeinde nicht gewachsen sei. Eigentlich war ich zum Weiterstudium nach Rom vorgesehen, aber auch daraus wurde nichts, weil ich einfach keinen Pass bekam. Wie man eine Kirche renoviert, Pläne zeichnet, einen Farbenkanon erstellt und aus Winkeleisen Fenster macht und vor allem die Menschen motiviert zu spenden, darin stand in meinen Lehrbüchern wahrlich nichts drinnen. Die Wirklichkeit schlug mit ihrer vollen Wucht auf mich ein. Doch ich fand bald viele gute Mitstreiterinnen und Mitstreiter und einen großen Helferkreis in der Gemeinde. Die Orzydorfer waren sehr helle und kluge Köpfe und wenn sie von etwas überzeugt waren, dann führten sie es auch aus. So gelang es in wenigen Jahren nicht nur die Kirche innen und außen zu renovieren, sondern sämtliche Wegkreuze und Bildstöcke auf weiter Flur zu restaurieren. Und das in einem offiziell atheistischen Staat!

Bei der Rückschau scheint mir besonders wichtig zu sein, dass ich es erlebt habe, wie eine Gemeinde sich bekehrt hat. Kamen am Anfang nur wenige Gläubige zur Osterbeichte und zu den Sakramenten, so gelang es infolge der jährlichen Volksmissionen, dass sich diese Zahl verzehn-



Als „Hochzeitspfarrer“ in Orzydorf



Pfarrer Egmont Topits mit den Kirchweihpaaren von Orzydorf, 1968



Mit dem orthodoxen Pfarrer beim ersten Kirchweihfest nach dem Bau der rumänischen Kirche; der Grund auf dem diese Kirche erbaut wurde, hat man seitens der katholischen Kirchengemeinde zur Verfügung gestellt.

fachte. Auch der Kirchenbesuch verbesserte sich kontinuierlich. Kommunionkinder, Firmlinge und viel Jugend machten hervorragend mit. Es gelang einen Arbeitskreis für die studierende und sich fortbildende Jugend zu gründen, in denen Jugendliche selbst Vorträge erarbeiteten und sich kritischen Diskussionen stellten. Auch haben wir sonntags so manch geheimen Jugendgottesdienst vor dem offiziellen Amt gefeiert, um die Versuche der Behörden die Jugend anderwärts zu beschäftigen, zu umgehen. Vorbildlich waren auch die Kirchweihfeste. Wenn dann die Kirchweihpaare in ihrer schmucken Tracht die Gaben zum Altar brachten und mit Überzeugung und Haltung zur Kommunion gingen, dann blieb wohl kein Auge trocken.

GF: *Sie hatten sicher Begegnungen mit einigen Persönlichkeiten der Kirche. Hat Sie jemand besonders beeindruckt?*

Pfr. Topits: Márton Aaron, den Bischof, der mich geweiht hat, habe ich bereits erwähnt. Seine Aufgeschlossenheit und Gründlichkeit waren sprichwörtlich. Er kam stets mit einem Stapel modernster Literatur in die Vorlesung und er kannte keine Menschenfurcht. Fünf Jahre Kerker und zwölf Jahre Hausarrest konnten ihn nicht beugen. Von den Professoren war es die Großzügigkeit eines Dr. Faragó und die Bescheidenheit des Bischöflichen Sekretärs Hubert, die uns alle begeisterten. Auch die Begegnung mit Bischof Adalbert Borosch hat mich geprägt, der dreizehneinhalb Jahre Gefängnis für seine Überzeugung auf sich genommen hatte. Angesteckt hat mich auch die edle Bereitschaft meines Vorgängers Erzdechant Georg Bittenbinder Krankheit und Schmerzen zu tragen. Obwohl es nur eine kurze Begegnung war, beeindruckt mich heute noch seine Eminenz Kardinal Todea von der sich im Untergrund befindlichen und mit Rom unierten griechisch-katholischen Kirche. Eine sehr hohe Meinung bekam ich auch vom rumänisch-orthodoxen Metropoliten Dr. Nicolae Corneanu, den ich anlässlich einer Beerdigung kennen lernte und der nach der Einweihung der rumänisch-orthodoxen Kirche, auch unsere Pfarrkirche besuchte, um sich zu bedanken. Wir hatten der Schwesterngemeinde einen Teil des Pfarrgartens als Bauplatz für ihre Kirche verkauft. Schon in Neuarad hatte es mich beeindruckt, wenn der orthodoxe Pfarrer an unserer Auferstehungsprozession teilnahm und nachher unserem Pfarrer und der ganzen Pfarrgemeinde frohe Ostern wünschte. Umgekehrt dürfte es wohl auch der Fall gewesen sein. Das hat mich bis heute geprägt.

Nach der Umsiedlung waren es zwei Größen die mich bis heute begleiten. Es ist die von Bibel und Liturgie geprägte Spiritualität der Benediktiner von Münsterschwarzach und die modernen Seelsorgemethoden der Kurse im Haus Werdenfels. Als Hans-Wittmann-Schüler, versuche ich voll und ganz die Losung zu verwirklichen: Nicht jammern und schimpfen in Anbetracht der Nöte der Zeit, sondern darin Gottes Auftrag sehen, sich der Herausforderung stellen.

GF: *Wo sehen Sie Ihre Erfolge als Seelsorger?*

Pfr. Topits: Ich bin immer noch gerne Seelsorger und feiere gerne Gottesdienste. Obwohl ich kein guter Redner bin und mich sehr abmühen muss, um auch nur eine bescheidene Predigt zusammen zu bringen, kann ich mich gut in die Sorgen und Nöte der Menschen hinein versetzen. Gott hat mir – so meine ich – die besondere Gabe des Tröstens geschenkt. Ich durfte in 44 Priesterschaften viele Tränen trocknen. Es fasziniert mich immer noch Zeuge sein zu dürfen, wenn Menschen zum Glauben kommen und darin Kraft der Gnade wachsen. Auch habe ich den Eindruck, dass mein Beichtstuhl gerne frequentiert wird und Menschen gerne zu mir zu einem Beichtgespräch kommen.

Ich ziehe mich zuweilen gerne zum Studium in mein stilles Kämmerlein zurück, um zu beten, zu meditieren und Theologie zu treiben. Ich bin gerne Mönch und Einsiedler, aber ich mische mich auch mal gerne unters Volk und gehe unter Menschen.

GF: *Was hat Sie dazu bewogen bei dem Pilotprojekt der Diözese Bamberg als Internetpfarrer mitzumachen?*

Pfr. Topits: Aus praktischen Gründen gezwungen und stets mit viel Schreibaarbeit gesegnet, stieg ich vor 20 Jahren beim Pilotprojekt der Erzdiözese Bamberg ein und erlernte die wichtigsten Bedienungsanleitungen für den Computer. Schon in meinen letzten aktiven Jahren gelang es mir einen Bibelkreis zu gründen, dessen Teilneh-



Erstkommunion in Orzydorf

merinnen und Teilnehmer gerne die behandelten Bibelkommentare nachlesen wollten. So entstand eine erste E-Mail-Schleife für den Bibelkreis. Nach meiner Pensionierung baute ich den Kreis konsequent aus. Denn ich bin überzeugt, dass wenn Paulus in unserer Zeit lebte, bediente er sich für seine Missions- und Verkündigungsarbeit genauso des Internets, wie damals des guten Straßennetzes des Römischen Reiches. Mit einem Knopfdruck verschicke ich meine Sonntagspredigt mit liturgischen Empfehlungen und auch Fotos von Kirchen und vom Heiligen Land in alle Welt. So kam es eines Tages zu der Bezeichnung: »Internetpfarrer«. Seit vier Jahren bemühe ich mich auch als Seniorstudent für Liturgiewissenschaft und Ostkirchenkunde an der Uni Würzburg um ein Weiterstudium.

GF: Was möchten Sie unseren Landsleuten ans Herz legen? Und unserer Jugend, vielleicht vor allem, denen die hier geboren sind?

Pfr. Topits: Versucht als Christen authentisch und überzeugend zu leben. Das ist der einzige

Gottesbeweis, der überzeugt und nicht widerlegt werden kann. Beginnt jeden Tag mit einem Gebet, jeden Sonntag mit der Feier der hl. Messe, jeden Freitag mit einem kleinen Opfer, nehmt Euch an Ostern etwas Zeit und führt ein gutes Beichtgespräch. Schöpft voll aus den Quellen der Offenbarung, der Bibel, der Tradition und der Marien- und Heiligenverehrung. Beschreitet mit ihnen mutig den Weg der acht Seligkeiten. Bemüht euch euren Glauben kennen zu lernen, zu vertiefen und zu verinnerlichen. Öffnet eure Herzen und lasst euch von der Herrlichkeit seiner Gnade und Liebe beschenken. Damit sind ungeheure Chancen verbunden. Dann werdet ihr erfahren: dass es keine schönere und spannendere Gemeinschaft gibt, als die der gläubigen Christen.

Die Welt mit Gott ist überall schön und wird zur Heimat.

Wir bedanken uns herzlichst für dieses interessante Interview!

Eine Priesterweihe im Kommunismus

von Pfarrer Franz Stemper, Lisberg

In der letzten Dienstbesprechung unseres Pfarrverbandes habe ich einige Episoden aus meinem Leben in Verbindung mit meinem 50-jährigen Priesterjubiläum erzählt. Auf das hin hat Pfarrer Ries mir den Vorschlag gemacht, diese niederzuschreiben. Nun habe ich versucht einige Erinnerungen aufs Papier zu bringen. Um das aber zu verstehen, muss ich ein wenig den geschichtlichen Hintergrund beleuchten.

Am 31. Dezember 1947 wurde der König Michael I. Hohenzollern aus dem Land vertrieben und die kommunistische Partei hat total die Macht übernommen. Am 17. Juli 1948 wurde durch das Dekret Nr. 151 das Konkordat mit dem Hl. Stuhl gekündigt und aufgehoben. Danach folgten weitere Maßnahmen wie Aufhebung der

kirchlichen Orden beider Geschlechter und Beschlagnahme sämtlichen Vermögens, Ausweisung des Vertreters des Hl. Stuhls (Nuntius), Versuch ein Schisma zu provozieren und letztlich die Zerstörung der Diözesen durch die Verhaftung und Einkerkelung der Bischöfe, Prälaten, Domherren und Priester. Die griechisch katholische Kirche hat es noch stärker getroffen, sie wurde aufgelöst und der orthodoxen Kirche eingegliedert. Alle Bischöfe und Priester, die nicht übertreten sind, wurden eingesperrt. Der kommunistische Staat erlaubte der katholischen Kirche in Rumänien nur zwei Diözesen: Alba Julia und Erzbistum Bukarest. Die anderen Diözesen wurden offiziell als Dekanate geführt.

Der Bischof der Diözese Temeswar Dr. Augustin Pacha wurde 1950 verhaftet und 1951 in einem typischen Schauprozess



Priesterweihe am 31. Mai 1962 in Alba Julia (Karlsburg, Gyulaférvár) mit

den Neupriestern aus den Diözesen Alba Julia, Grosswardein, Sathmar und Temeswar: (v.l.n.r.) Georg Binder, Franz Stemper, Stephan Kristály, Bischof Márton Áron, Imre Nagy, Gerlegy Barabási, Josef Tempfli (später Bischof von Grosswardein/Oradea), Stefan Buchmüller

vom Militärgerichtshof Bukarest zu 18 Jahren schweren Kerker, 10 Jahre Verlust der Bürgerrechte, Konfiszierung des Vermögens sowie zu einer hohen Geldstrafe verurteilt. Im Juli 1954 aus dem Kerker entlassen, starb Dr. Pacha an den Folgen der schweren Haft. Der Nachfolger war Konrad Kernweiß ein Diözesanpriester und sein Titel war »Ordinarius substitutus«. 1955 wurde auch der Bischof aus Alba Julia (Karlsburg) aus dem Gefängnis entlassen. Sein Name war Marton Aaron. Das einzige Priesterseminar war in Alba Julia und mit seiner Heimkehr haben sich viele Priesterkandidaten gemeldet. Auch ich habe mich dazu entschlossen. 1956 waren wir 28 Seminaristen in einem Jahrgang. Hinter den Mauern des alten Seminargebäudes haben wir trotz Druck und Angst unserem Studium nachgehen können. Wir hatten auch sehr gute Professoren, alle mit einer Ausbildung in Rom, Innsbruck, Wien und Budapest.

Die subversiven Kräfte arbeiteten sehr intensiv, der Druck wurde immer stärker, so dass bis zur Weihe nur 7 Kandidaten übriggeblieben sind. Drei Kollegen haben noch nachgezogen. Also von 28 haben 10 das Ziel, die Priesterweihe, erreicht. Während des Studiums waren viele Priester, Ordensleute, Ordensschwestern im Gefängnis. Es ging vielen sehr schlimm. Ich möchte hinweisen, dass trotz Verfolgung über uns Seminaristen Gott seine schützende Hand hielt und dafür möchte ich auch danken. Die Priesterweihe für uns 7 Kandidaten wurde auf den 29. Juni 1962 festgelegt. Die Eltern und Verwandten wurden benachrichtigt. Eine gewisse Freude und Euphorie ist aufgekommen.

Die letzten Semesterprüfungen standen bevor. Doch dann kam der Schock. Die Weihe wird in einer Woche am 31. Mai stattfinden, denn der Bischof ist krank und dies wurde uns unter strenger Geheimhaltung mitgeteilt. Der eigentliche Grund bestand in der Befürchtung, dass man die Weihe von Seiten des Staates verhindern wolle, denn die Kandidaten aus dem vorherigen Kurs, die der Bischof im Frühjahr 1961 weihen wollte hat man bis zum 8. Dezember 1961 hingehalten und einen Kollegen zwei Jahre vorher kurz vor der Priesterweihe exmatrikuliert und die Priesterweihe verhindert.

Gott sei Dank, die Weihe hat stattgefunden. Natürlich waren unsere Eltern, Geschwister, Verwandte und Freunde nicht zugegen. Am ersten Sonntag im Juli konnte ich dann in meiner Heimatpfarre die Primiz halten mit der Auflage, keine Rede zu halten. Was auch sehr gut war, denn man konnte sich nicht verplappern, was wieder ein Grund zu einer Anklage gewesen wäre. Heimgekehrt, hat mich meine Mutter informiert, was sich so vor der Weihe daheim abgespielt hat.

Im Monat April und Mai sind Mitglieder der rumänischen Geheimpolizei (Securitate) von Haus zu Haus gegangen und haben Informationen über meine Familie gesammelt um evtl. Hindernisse zur Weihe aufbauen zu können. Unsere Nachbarn waren Rumänen, Serben und Ungarn. Alles gute Nachbarn und zu allen hatten wir eine gute Beziehung, so dass von diesen sicherlich keine negativen Äußerungen kamen. Der zweite Versuch ein Hindernis aufzubauen und die Familie zu diskreditieren und die Weihe zu verhindern war noch teuflischer. Meine Schwester Elisabeth Stemper arbeitete als Textiltechnikerin in einer großen Weberei (UTT) als Laborantin und als solche musste sie ihren Mitarbeiterinnen die Gehälter auszahlen und das in einer Lohntüte. Nach so einer Auszahlung kamen Geheimpolizisten und beschuldigten sie, sie habe mit gefälschten 100 Lei-Scheinen bezahlt. Auf das hin wurde sie verhaftet, zur Geheimpolizei gebracht, einen Tag lang verhört und gefoltert. Zugleich kamen zwei Kriminalpolizisten



Der Orden der Salvatorianer in Temeswar im Jahre 1957 (mit dem jeweiligen Herkunftsort)

- 1. Reihe, sitzend, v.l.n.r.:** P. Alfons Velcsov (Altbeschenowa), P. Stephanus Christ (Württemberg), P. Johannes Blum (Temeswar), P. Carolus Haubenreich (Sanktmartin), P. Lukas Jäger (Sanktanna)
- 2. Reihe, v.l.n.r.:** P. Clemens Zwick (Bakowa), P. Paulus Weinschrot (Bakowa), P. Stanislaus Schäfer (Temeswar), P. Pascal Balint (Budapest), P. Bernhard Fischer (Bakowa), P. Gottfried Borth (Wiesenheid)
- 3. Reihe, v.l.n.r.:** Fr. Konrad Strubert (Bakowa), Fr. Hugo Totterer (Sanktanna), Fr. Bruno Soti (Königshof), Fr. Silvester Lepadös (Arad), Franz Stemper (Temeswar), P. Pius Hoffmann (Glogowatz)

zu meinen Eltern und haben das ganze Haus auf den Kopf gestellt, alles durchsucht, gefilzt, aber nichts gefunden. Doch, sie haben etwas gefunden: meine Primizbilder. Diese Primizbilder wurden eigentlich schwarz in einer staatlichen Druckerei gedruckt. Und, oh Wunder, die Polizisten haben weggeschaut mit der Bemerkung: „*Leg sie beiseite wir haben nichts gesehen*“. Über diesen Vorgang hat meine Mutter mir nichts geschrieben, denn sie wurde zum Schweigen verpflichtet.

Nachträglich ist mir eingefallen, dass der Friseur, der regelmäßig ins Seminar gekommen ist um unsere Haare zu schneiden, mich vor der Weihe angesprochen hat, ob ich nichts wisse von den gefälschten Banknoten, die im Verkehr sind. Ja, dieser Typ war ein Mitarbeiter der Geheimpolizei und hatte den Auftrag, die Seminaristen zu bespitzeln. An Methoden der Bespitzelung hat es diesen Häschern nicht gefehlt. Die haben über Jahrzehnte hinaus jeden unserer Schritte überwacht und uns ausspioniert mit der Begründung, dass jeder von uns staatsfeindlich gesinnt wäre.



Vor der Priesterweihe 1962 in Alba Julia (v.l.n.r.): Stephan Kristály, Franz Stemper, Georg Binder, Imre Nagy, Gergely Barabási; sitzend: Stefan Buchmüller, Spiritual Michael Tyukodi, Prefekt Emil Sturek, Pfr. Bálint Sikolya, Josef Tempfli (später Bischof von Grosswardein/Oradea)

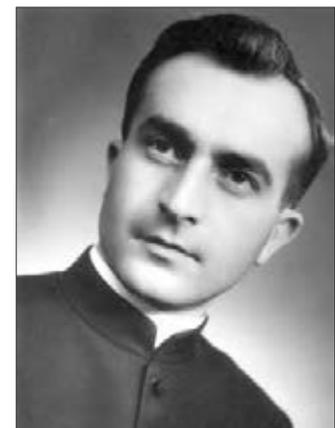
Ich muss zum Schluss noch sagen, ich hatte trotzdem viel Glück. Denn während ich mich auf das Priestertum vorbereitet habe, waren viele Priester, Bischöfe, Ordensleute und Ordensfrauen, Lehrer, Professoren, Ingenieure unter fadenscheinigen Gründen in schwerer Haft. Es klingt wie ein Wunder, dass ich mein Ziel erreicht habe.

Von Vinga nach München

Pfarrer Peter Dermendjin feiert in München sein 50-jähriges Priesterjubiläum

von Dr. Franz Metz

Unter den Neupriestern des Jahres 1963 in Alba Julia befanden sich auch sechs aus der Diözese Temeswar: Peter Jäger (†), Anton Neu, Anton Totterer (†), Peter Heim (†), Gjuka Augustinov und Peter Dermendjin. Heute leben nur noch drei dieser Priester: Pfarrer Anton Neu, der bis zu seiner Pensionierung 2007 an St. Pius, München, tätig war, Georg Augustinov, heute Pfarrer in Temeswar-Mehala und Domherr und Peter Dermendjin, tätig als Priester in der Dompfarrei München. Wir konnten Pfarrer Dermendjin besuchen und mit ihm über seine 50 Priesterjahre sprechen. Er stellte uns seine umfangreiche Fotosammlung zur Verfügung, aus der wir den Lesern einige interessante Bilder nicht vorenthalten möchten. Eine solche Dokumentation ist für uns heute sehr wichtig, da man bis 1989 in Rumänien nichts Kirchliches veröffentlichen durfte. Umso wertvoller sind für uns heute solche Dokumente. Der folgende Bericht soll nicht nur ein Einblick sein in das Leben und Wirken dieser Priester, sondern soll gleichzeitig auch ein verspäteter Dank für ihr Wirken in einer schwierigen, für uns heute fast unvorstellbaren Zeit sein.



Neupriester Peter Dermendjin, 1963

Die katholische Kirche Rumäniens in der Zeit des Sozialismus

Es war der 21. April 1963. In der mittelalterlichen Kathedrale von Alba Julia (Karlsburg, Siebenbürgen, Rumänien) bereiten sich 16 Kandidaten auf die Priesterweihe vor. Erzbischof Dr. Marton Aaron wird sie weihen. Der Erzbischof von Siebenbürgen war damals bereits eine Legen-

de, verbrachte viele Jahre im Kerker, hatte nun Hausarrest und durfte seine Residenz nicht verlassen. Zu gefährlich für das damalige kommunistische Regime Rumäniens war sein Auftreten unter dem Volk, zu beliebt war er unter den Gläubigen und außerdem war er ein begnadeter Redner.

Das und vieles mehr wussten auch die neuen Priesteramtskandidaten. Seitdem die Diözese Temeswar zu einem Dekanat degradiert wurde, konnten die zukünftigen Banater Priester nur noch in Alba Julia geweiht werden. Rumänien hat 1948 das Konkordat mit dem Vatikan gekündigt, die katholische Kirche wird bis zum Umsturz von 1989 nur noch als eine religiöse Körperschaft geduldet werden. Mit psychischem Terror versuchte man das Volk gefügig zu machen. In der rumänischen Politik wurde die Kirche als ein Überbleibsel des Kapitalismus betrachtet, die in einer von den Lehren Marx', Engels und Lenins beeinflussten Gesellschaftsordnung nichts mehr zu suchen hatte. Der Religionsunterricht wurde aus den Lehrplänen gestrichen, die organisatorischen Strukturen der katholischen Kirche direkt dem Staat unterstellt und kontrolliert und selbst eine neue so genannte römisch-katholische Friedenskirche sollte gegründet werden, die unabhängig von Rom funktionieren soll.

Doch die Rechnung der Regierung ging nicht auf. Selbst der schlimmste atheistische Terror, die berüchtigsten kommunistischen Gefängnisse, der Tod von unzähligen Bischöfen, Priestern und Gläubigen, die Einschüchterungsversuche der rumänischen Securitate konnten den Fels, auf dem Christus seine Kirche erbaut hat, in Rumänien nicht besiegen. Gerade das Gegenteil trat ein. Die Kirche wurde in den Jahren des Kommunismus die einzige glaubwürdige Instanz des Volkes, in die man noch Vertrauen haben konnte. Obzwar auch diese mit inoffiziellen Mitarbeitern durchsetzt war, blieb die Kirche besonders in den zahlreichen Gemeinden der »mitwohnenden Nationalitäten«, wie man damals die ethnischen Minderheiten bezeichnet hat, ein Ort der Sicherheit und des Trostes.

Nicht nur Vinga-Schokolade

Ein solcher Ort war wohl auch Vinga im Banat. Viele von uns verbinden den Namen dieser Gemeinde, gelegen zwischen Temeswar und Arad, mit jenem Produkt, das bis 1989 so manche Gaumen beglückt hat: die Vinga-Schokolade, grüne Schachteln mit herrlichen Pralinen gefüllt, mit einer weißen Füllung. Die Erfinder dieser Schokolade sollen ihr Geheimnis mit nach Amerika genommen haben und was wir in der Zeit des Sozialismus als Vinga-Schokolade angeboten bekamen, soll auch nur eine Imitation aus besseren Zeiten gewesen sein. Kurzum, Vinga war in allem Munde ein Begriff.

Noch heute thront mitten im Ort, der sich auf einer Anhöhe befindet, eine stattliche in neugotischem Stil erbaute zweitürmige Kirche, die von weitem wie eine französische Kathedrale aussieht. Es handelt sich dabei um eine der wenigen bulgarischen katholischen Gemeinden des Banats. Sie flüchten im 18. Jahrhundert vor den Türken gemeinsam mit ihrem Bischof Stanislavich aus Bulgarien in das Banat, der auch Bischof der Csanader (Banater) Diözese wurde. Eigentlich ist ihr Dialekt mehr von der kroatischen Sprache beeinflusst, sie selbst nennen sich nicht »Bulgaren« sondern »Pawlikianer«. Als Schrift haben sie die lateinischen Buchstaben übernommen, was z.B. auch ihr Gebet- und Gesangbuch »Duhovna Rana« [Seelische Nahrung] belegt. Vinga war eine große vorbildliche Gemeinde und hatte um 1900 vier bis fünftausend Seelen. Heute leben im Ort nur noch einige hundert Gläubige.

Die „Kathedrale“ von Vinga

Als man die katholische Kirche erbaut hat, war dies eine Prestigesache, wie uns Pfarrer Peter Dermendjin erzählt. Man war damals bestrebt, auch bei der Inneneinrichtung der Kirche nicht zu sparen. Die 9 (!) Altäre und die meisten Statuen stammen alle aus Südtirol, die



Bischof Marton Aaron



Pfr. Peter Dermendjin



Zwei Freunde: Pfr. Peter Dermendjin und Pfr. Marijan Tyinkul in Karaschowa

Orgel wurde von Carl Leopold Wegenstein erbaut und aus den Reihen der Gemeindemitglieder kamen einige Priester und Ordensleute. Mit Stolz präsentierte uns Pfarrer Sebastian Mirciov, der seit kurzer Zeit die Gemeinde mit ihren vielen Filiationen übernommen hatte seine Kirche. Er selbst gehört ebenfalls der bulgarischen Minderheit im Banat an und konnte bisher zahlreiche Kirchenlieder seiner Landsleute sammeln und für eine Veröffentlichung vorbereiten.

Auch unser Jubilar, Pfarrer Peter Dermendjin, erblickte in Vinga am 24. Juni 1938 das Licht der Welt. Seine Mutter, eine geborene Romanov,



Pfarrer Havlik begrüßt Bischof Dr. Augustin Pacha in Vinga (um 1940)



Peter Dermendjin als Lehrer mit Pfarrer Pflanze bei der Wallfahrt nach Maria Radna, 1957



Die katholische Kirche in Karaschowa

stammte aus Rákospalota bei Budapest und war sehr religiös. Er kann sich noch gut an Pfarrer Havlik und auch an Pfarrer Vadász (Jäger) erinnern wie auch an die vollen Kirchen in den damaligen Sonntagsgottesdiensten. Und das sollte schon was heißen in einer solchen großen Kirche. Später kam Pfarrer Pflanze nach Vinga, den er nach Jahrzehnten in Bayern wieder begegnen wird.

Als nach dem zweiten Vatikanischen Konzil die Gottesdienste in der Nationalsprache gehalten wurden, war man auch in Vinga bestrebt, die neuen Messbücher nach 1966 in eigener Regie ins Bulgarische zu übersetzen. Die Übertragungen in den pawlikianischen Dialekt wurden von Pfarrer Peter Dermendjin durchgeführt. Zuerst begann man mit dem Beten des *Vater unsers* in diesem eigenen Dialekt. Dadurch blieb die Identität dieser Minderheit viele Jahrzehnte lang bewahrt.

In diesem Raum wuchs Peter Dermendjin auf und nach dem Schulabschluss begann er ein pädagogisches Studium in Bukarest. Danach wirkte er einige Zeit als Lehrer in Vinga, war aber trotzdem kirchlich sehr engagiert. Dies belegen einige Fotos, die ihn noch als Lehrer neben Pfarrer Pflanze zeigen während einer Wallfahrt nach Maria Radna. Doch nach kurzer Zeit entschloss er sich Priester zu werden und ging deshalb nach Alba Julia um hier Theologie zu studieren. Nach seiner Priesterweihe am 21. April 1963 wurde er gleich als Pfarrer der kroatischen Gemeinde Kraschowa (Carasova, im Banater Bergland) eingeführt, wo er bis 1965 tätig war. Es folgte Arad (1965-1970), Anina (1 Monat) und schließlich Schag.

Pfarrer in Schag

Als wir über seine Priesterjahre in der Gemeinde Schag sprechen, erhellten sich seine Augen. Temesch-Schag liegt vor den Toren Temeswar, und ist für viele Temeswarer, dank der sanften und sandigen Ufer des Temeschflusses, in den Sommermonaten ein beliebter Badeort. Aber nicht das ist der Grund seiner Freude: es gelang ihm, die dortige Kirche, die während des Krieges bombardiert wurde, zu renovieren. Dafür hat Pfarrer Dermendjin regelrechte Spendentouren in der ganzen Diözese unternommen, sogar selbst Hand angelegt, um dieses stattliche Gotteshaus wieder in seiner alten Pracht erstrahlen zu lassen. Ein neuer Marienaltar konnte aus der Kirche der Gemeinde Stanciova übernommen werden. Bekanntlich stammen viele der Kirchenbilder vom langjährigen Kantorlehrer Josef Schweininger, der diese seiner Kirche geschenkt hat. (siehe auch Artikel über Josef Schweininger im GERHARDSFORUM, Heft Nr. 7, 2012)

Es war eine Zeit des Aufbruchs und des Neubeginns im Temeswarer Bistum. Als er am 1. Juli



Die Absolventen mit Bischof Marton Aaron



Theologiestudenten in Alba Julia, u.a. Gjuka Augustinov, Anton Neu (sitzend, v.l.n.r.), Peter Dermendjin (2. Reihe, 2. v.r.)



Theologiestudenten des Priesterseminars in Alba Julia, um 1960



Theologiestudenten des Priesterseminars in Alba Julia, um 1960

1972 die Pfarrei Schag übernommen hatte, waren die letzten Folgen des zweiten Weltkrieges fast verheilt. Nach den Jahren der Russlanddeportation zahlreicher deutscher Gläubigen, gefolgt von der Verschleppung in die Baragan-Steppe, dem Verbot der griechisch-katholischen Kirche, den schweren Kerkerjahren vieler Priester in kommunistischen Gefängnissen Rumäniens und 17 Jahre nach dem Tod des letzten Banater Bischofs Dr. Augustin Pacha, hat sich die katholische Kirche an den neuen Status als eine geduldete – nie anerkannte! – Glaubensgemeinschaft in einem totalitären Regime anpassen müssen. Nach außen sah es so aus, als habe sich Rumänien geöffnet und das kommunistische Regime würde bestrebt sein, einen Sozialismus mit »menschlichem Antlitz« zu erbauen. Doch dieses Bild entsprach nicht der Wahrheit. Und dies bekam auch Pfarrer Dermendjin zwei Jahre vor seiner Versetzung nach Schag vor zu spüren.

Vom Beichtstuhl ins Gefängnis

Zwischen 1965-1970 wirkte er als Seelsorger in der Pfarrei der Großstadt Arad. Am 10. Januar 1970 haben ihn einige in zivil gekleidete Männer von der Securitate aus dem Beichtstuhl genommen, seine Wohnung durchsucht und ihn beschuldigt, gegen den Staat zu arbeiten. Damals hat er sich regelmäßig mit einer ungarischen Jugendgruppe beschäftigt und viel Zeit mit diesen verbracht. Man war seitens der Staatsmacht hellhörig geworden, denn einige Jahre davor wurden einige Arader Bürger – darunter auch ein katholischer Priester – wegen Hochverrats zu Tode verurteilt. Man wollte nicht, dass ein ähnlicher Aufstand wie jener von 1956 in Ungarn sich auch im Nachbarland wiederholen soll.

Für Pfarrer Dermendjin hat der Kreuzweg seines Lebens begonnen. Am 8. September 1970 nahm man ihn zusammen mit Pfarrer Zoltán Benöcs in Untersuchungshaft. Vorübergehend hat man ihn davor nach Anina versetzt und dabei sein Privateigentum beschlagnahmt. Darunter auch ein wertvolles Ölgemälde aus dem ehemaligen Besitz der Gräfin von Apponyi. Für einen Monat kam er in das Arader Gefängnis, bevor er am 22. Dezember 1970 verlegt wurde. Es folgten schwere Gefängnisjahre in Aiud, in einem alten Gebäude das noch aus der Zeit der Kaiserin Maria-Theresia stammte,



Subdiakonweihe



Subdiakonweihe in Alba Julia: Peter Jäger, Anton Neu, Gjuka Augustinov, Anton Totterer, Peter Dermendjin



Während der Priesterweihe in der Kathedrale von Alba Julia, 1963



und danach das berüchtigte Gefängnis Vacaresti in Bukarest. Laut seinen Prozessakten des Militärtribunals Temeswar (Dosar 111/1972, Urteil 172/1972) wurde er zu 8 Jahren Gefängnis verurteilt. In den Prozessakten vom 20. Juni 1972 wurde auch der Grund angegeben: Er wird beschuldigt, die Straftat begangen zu haben, Propaganda gegen die sozialistische Ordnung des rumänischen Staates verübt zu haben.

Verhöre, Schläge, Demütigungen

Mit ihm befanden sich auch andere Priester in Gefangenschaft, was heute weniger bekannt ist. Man dachte bisher, dass bereits Anfang der sechziger Jahre die letzten Priester aus den Gefängnissen entlassen wurden. In dieser Zeit mussten sie verschiedene Zwangsarbeiten verrichten, wurden regelmäßig verhört und gedemütigt.

Doch vor Ostern 1972 wurde er plötzlich entlassen. Anscheinend befand sich auch sein Name auf je-



Pfr. Peter Dermendjin mit Msgr. Peter Pazmany, Generalvikar Dr. Ferdinand Cziza, Pfr. Dr. Zirenner in Schag anlässlich eines Kirchweihfestes



Die Neupriester der Temeswarer Diözese mit Ordinarius Konrad Kernweisz nach der Weihe: Peter Jäger, Anton Neu, Peter Dermendjin, Konrad Kernweisz, Anton Totterer, Gjuka Augustinov, Peter Heim

Nach der Primizmesse in Alba Julia, u.a. mit Pfarrer Franz Eberspanger (rechts)

ner Liste, die der damalige Bundeskanzler Helmut Schmidt anlässlich seines Rumänienbesuches Nicolae Ceausescu übergeben hatte. Aus dem Gefängnis entlassen, haben sich gleich die Franziskaner aus Aiud um ihn angenommen und ihn ein wenig physisch aufgebaut, damit er die Weiterreise in das Banat fortsetzen kann. Pfarrer Dermendjin konnte seine eigenen Prozessakten nach der Wende von 1990 bei der Behörde CNSAS, die die Securitate-Akten in Bukarest verwaltet, ansehen. Er war nicht erstaunt, als er darin auch geheime Berichte gegen ihn seitens einiger seiner Priesterkollegen entdecken konnte. Und diese Kränkung konnte er bis heute nicht überwinden. Noch 40 Jahren nach seiner Entlassung kann er nur mit Mühe darüber sprechen.

Aus dem Banat nach Kanada

Nach seiner Tätigkeit in Schag kam Pfarrer Peter Dermendjin nach Ferdinandsberg (Otelul Rosu, 1974-1978), danach folgten 2 Jahre in Bogoschan (1978 bis 13. Juli 1980). Hier beschäftigte er sich mit der Idee, das Land zu verlassen.

Damals war es nicht leicht als katholischer Priester im sozialistischen Rumänien zu wirken. Die rumänische Geheimpolizei verfolgte jeden – besonders die Intellektuellen – auf Schritt und Tritt. Die Priester befanden sich hier an einer ersten Stelle. Selbst in Beichtstühlen wurden durch die Securitate Mikrophone installiert und man verlor das Vertrauen in seine engsten Mitarbeiter und Vorgesetzten. So gelang es der Ceausescu-Diktatur die große Masse willig zu machen und für die eigenen politischen Ziele auszunützen. Ganz zu schweigen von der materiellen und seelischen Verrohung der damaligen rumänischen Gesellschaft. Jeder der nur irgendwie konnte, wollte fliehen. Unabhängig von der eigenen Nationalität oder Konfession. Diesbezüglich stellen die Beschreibungen der aus dem Banat stammenden Nobelpreisträgerin Herta Müller in ihren bisherigen Büchern nur die Spitze des Eisbergs dar.

Pfarrer Peter Dermendjin gelang schließlich die Flucht und er kam nach Hamilton (Ontario) in Kanada. Hier betreute er auch kroatische, ungarische, deutsche und italienische Gläubige. Die italienische Sprache hat er eigentlich im Gefängnis erlernt. In Aiud war er mit zwei Priestern, einem ungarischen und einem rumäni-

schen Häftling, beisammen. Da diese die Sprache des anderen nicht verstanden, verständigten sie sich in Italienisch.

In Bayern

Irgendwann überwältigte ihn aber die Sehnsucht nach seiner Heimat, nach Europa. So kam er im Jahre 1988 nach Bayern, wurde Pfarrer in Hinterskirchen und ab 1993 in Langenpreising. Nach seiner Pensionierung im Jahre 2004 ließ er sich in München nieder und stellte sich der Seelsorge in München (St. Maximilian, Hl. Geist und der Dompfarrei) zur Verfügung. Heute liest Pfarrer Peter Dermendjin fast täglich um 9 Uhr in der Kapelle der Münchner Frauenkirche die heilige Messe und freut sich, dass er noch als Rentner seiner Kirche dienen kann.

Sein goldenes Priesterjubiläum wollte er eigentlich nur mit einer schlichten Messfeier begehen. Doch nach dem Willen seiner Priesterkollegen wird er am 21. April 2013 in der Münchner Pfarrkirche St. Peter in einem festlichen Rahmen einen Dankgottesdienst halten. Dazu sind auch seine zahlreichen Banater Landsleute aus München herzlichst eingeladen.

Im Namen des Gerhardsforums und seiner Landsleute wünschen wir Pfarrer Peter Dermendjin zu diesem Fest Gottes Segen, viel Gesundheit und verbinden diese Glückwünsche auch mit dem innigsten Dank für all das, was er als Seelsorger für seine Gemeinden im Banat, in Kanada und in Bayern bisher getan hat.



Fast täglich zelebriert Pfarrer Peter Dermendjin in der Sakramentskapelle der Münchner Frauenkirche um 9 Uhr die heilige Messe

Lehrer vieler Banater Priester verstorben

Nachruf an Prof. Msgr. Peter Jäger, Ehrendomherr des Temeswarer Domkapitels, emeritierter Rektor des Priesterseminars Alba Julia

von Msgr. Andreas Straub, em. Visitor, EGR, Pfarrer i.R.

„Unsere Heimat ist im Himmel.

Von dorthier erwarten wir auch Jesus Christus, den Herrn und Retter...“

Am Mittwoch, den 20. Februar 2013 um 10.50 Uhr fand die Beisetzung der sterblichen Hülle von Msgr. Peter Jäger am Alten Ost-Friedhof zu Augsburg statt. Seinem Wunsch entsprechend im Familiengrab, neben seiner Mutter. Zelebrant war Pfarrer der Christ König Pfarrei, Manfred Krumm. Es nahmen auch 18 Priester teil, die meisten »seine Schüler«, wie er sie gerne bezeichnete, bzw. Priesterfreunde und Kollegen, wie Professor László Vencer, welcher beim anschließenden Requiem Hauptzelebrant war. Als Organist war ebenfalls ein Schüler vom Verstorbenen, Albert Schankula.



„Unsere Heimat ist im Himmel. Von dorthier erwarten wir auch Jesus Christus, den Herrn und Retter“ (Phil.3,20)

Er ging uns nur voraus. Wir folgen alle: »hernach«! So steht es: ein altes deutsches Wort, an einer Friedhofsmauer in Münchberg. Gott, der Herr über Leben und Tod, verwandelt, verherrlicht und führt uns durch Jesus Christus zum Ziel. Er ermutigt uns:

„Euer Herz lasse sich nicht verwirren. Glaubt an Gott und glaubt an mich. Im Haus meines Vaters gibt es viele Wohnungen“. (Joh.14,1-2) Und auf die Frage des Thomas nach dem Weg dorthin, gibt er uns die Verheißung: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben“ (Joh.14,6a).

Als Wegweiser und Begleiter für rund 1.200 Priesteramtskandidaten durfte Professor Peter Jäger diese Botschaft vom ewigen Leben philosophisch-theologisch als Frohbotschaft begründen und verkünden. Gerne tat er dies auch in Marienfeld, in Sanktanna und in seiner Heimatgemeinde Wiesenhaid. So erinnern wir uns an viele Begegnungen u.a. P. Gottfried Borth, SDS, Pfarrer Josef Hell und ich persönlich. *Vergelt's Gott, lieber Peter, für dein beredtes Glaubenszeugnis. Danke*

Nachdem am Montag, den 18. Februar 2013 in der Kathedrale St. Michael zu Alba Julia um 12.00 Uhr Seine Exzellenz Erzbischof Georg Jakubini mit vielen Priestern und Priesteramtskandidaten in einem feierlichen Requiem einen Dankgottesdienst hielten, war dann auf der Fahrt nach Augsburg in Neuarad, in seinem Heimat-Bistum, »Zwischen-Station« und somit die Gelegenheit bei einem Requiem, welches unser Heimatbischof Martin Roos mit 50 Priestern feierte, die Möglichkeit sich zu verabschieden gegeben. Bei der »3. Station«, in Augsburg dann, wie bereits angedeutet, die Beisetzung.

Der Montag, 11. Februar 2013, hat uns alle mit der Trauernachricht konfrontiert: unser lieber Priester-Mitbruder, Peter Jäger, Ehrendomherr, Monsignore, Philosophie-Professor, Präfekt, Studium-Präfekt und Rektor a.D. des Priesterseminars *Sedes Sapientiae* von Alba Julia ist nach drei Jahren schweren Leidens in Ergebung in den Willen Gottes heimgegangen. Sein segensreiches Priesterleben, nach 50 Priesterjahren – heuer 2013 am 21. April wäre sein Goldenes Priesterjubiläum gewesen – im Alter von 73 Jahren hat er seine irdische Lebenszeit vollendet. Wohl gemerkt: »vollendet!« Nicht »beendet«, sondern in Gottes Herrlichkeit ist er uns vorausgegangen. Denn:



Christus, der ewige Hohepriester, hat heute seinen treuen Diener, unseren Mitbruder

PETER JÄGER

Ehrendomherr des Temeswarer Domkapitels, emeritierter Rektor des Priesterseminars von Alba Julia, Philosophieprofessor, in Sein ewiges Reich gerufen.

Ehrendomherr und Professor Msgr. Peter Jäger wurde am 20. August 1939 in Wiesenhaid geboren; nach Beendigung seiner Theologischen Studien weihte ihn Bischof Marton Aron in der Kathedrale von Karlsburg (Alba Julia) am 21. April 1963 zum Priester.
 Als Pfarradministrator diente Peter Jäger in der Pfarrei Steierdorf zwischen 1. Oktober 1963 - 15. Mai 1965.
 Ab dieses Datum übernahm er die Professorstelle am Theologischen Priesterseminar in Karlsburg (Alba Julia).
 Am 1. August 1990 wurde er von Bischof Sebastian Küntzer zum Ehrendomherrn des Domkapitels zu Temeswar ernannt.
 Das Erzbischöfliche Ordinariat zu Alba Julia ernannte Professor Jäger am 1. September 2000 zum Rektor des Priesterseminars zu Karlsburg.
 Der Selige Paps Johannes Paul II. verlieh Professor Jäger am 15. Januar 2003 den Titel eines Päpstlichen Kaplans (Capellanus Suae Sanctitatis).
 Msgr. Peter Jäger war ein äußerst gewissenhafter Priester und Professor und führte ein tadelloses priesterliches Leben.
 Vorbildlich in seiner Arbeit als Professor zahlreicher Priestergenerationen und zuverlässig in seinem Dienst, sei ihm Christus reiche Vergeltung.

Das feierliche Requiem für die Seele unseres Mitbruders wird am Montag, den 18. Februar 2013 in der Kathedrale St. Michael zu Alba Julia um 12.00 Uhr stattfinden.
 Ein weiteres Requiem, am Gebiet des Bistums Temeswar, in der Anwesenheit der sterblichen Hülle unseres geliebten Professors wird ebenfalls am Montag, den 18. Februar 2013 in der Pfarrkirche zu Neuarad zelebriert werden.
 Die Beisetzung unseres Mitbruders erfolgt am Mittwoch, den 20. Februar 2013, um 10.50 Uhr, am Alten Ost-Friedhof zu Augsburg - seinem Wunsch entsprechend - im Familiengrab, neben seiner Mutter.
 Er ruhe im Frieden Christi!

Temeswar, den 12. Februar 2013

Das Domkapitel von Temeswar	+ Martin Bischof von Temeswar	Die trauernde Familie und die Angehörigen	Der Rektor und die Professoren des Priesterseminars zu Alba Julia
-----------------------------	----------------------------------	-------------------------------------------	-------------------------------------------------------------------



Theologiestudenten (u.a. Anton Neu, Peter Dermengjin, Peter Jäger, Peter Heim) mit Bischof Marton Aaron

für alles, was du mit deinem vorbildlichen Priesterwirken deinen hier anwesenden Mitbrüdern und Schwestern im Glauben in den vielen Jahren, seit 1965 im Mai bis zur Pensionierung in deiner zur Heimat gewordenen »Alma-Mater«, dem Priesterseminar in Alba Julia, mit Liebe, großer Leidenschaft und hoher Begabung gelehrt und gelebt hast! Dabei spürten wohl alle: „Wer glaubt, ist nie allein!“ (Benedikt XVI.)

Nun, so hoffen und beten wir hier, um den Altar in der Christ-Königs-Kirche versammelt, dass Gott der Herr unserem lieben Heimgegangenen ein gnädiger Retter und Richter sei! Uns allen aber gebe er die Kraft aus diesem Glauben unser Leben zu gestalten, in der Liebe zu wachsen und in der Hoffnung auf die ewige Heimat bei Gott in dieser Zeit – zur Ewigkeit hin – zu leben, auch nach Gottes Willen zu leiden, damit wir Anteil erlangen an seinem Reich.

Maria, unsere himmlische Mutter, sei ihm und uns Fürsprecherin und Begleiterin.

Beteiligte Priester bei der Beerdigung von Prof. Jäger in Augsburg waren: Prälat Dr. Ladislaus Vencser, Msgr. Andreas Straub, Pfr. Paul Kollar, Pfr. Günther Loch, Pfr. Johann Palfy, Pfr. Franz Maywurm, Pfr. Josef Hell, Pfr. Dr. Emmerich Tempfli, Pfr. Michael Henger, Generalvikar Johann Dirschl mit Bischofssekretär aus Temeswar, Pfr. Dr. Anton-Joseph Ilk, Pfr. Istvan Gegö, Pfr. Jozsef Lukacs, Pfr. Gall Vilmos, Pfr. Adam Possmayer, Pfr. Peter Zillich, P. Gottfried Borth. Andere drei seiner ehemaligen Schüler: Albert Schankula, Franz Weisenburger und Sebastian Boboicsov.

Schwester Hedwig verstorben

Als letzte Lioba-Schwester aus dem von Dr. Hildegardis Wulff in Temeswar gegründeten Konvent ist Schwester Hedwig (Anna) Ebner am 22. Februar 2013 in die Ewigkeit eingegangen. Im November vergangenen Jahres konnte sie im Kreise ihrer Mitschwestern, Verwandten und Banater Landsleute noch ihren 100. Geburtstag im Kloster St. Lioba in Freiburg-Günterstal feiern. Die Vorsitzende der Heimatortsgemeinschaft Jahrmarkt, Helene Eichinger, hatte ihr damals die Glückwünsche ihrer Landsleute überbracht. Gut drei Monate später, am 27. Februar, nahm sie zusammen mit einigen Jahrmarkt

Abschied von Schwester Hedwig auf dem Klosterfriedhof. Schon in jungen Jahren hatte die am 8. November 1912 in Jahrmarkt geborene Anna Ebner Schwester Hildegardis kennengelernt, von der sie einmal schrieb: „*Das Außergewöhnliche ... im Leben dieser Frau und ihrem von Liebe brennenden Herzen war so, dass man mitgerissen wurde von ihrem Beispiel.*“

Das wurde auch die junge Anna, die sechs Jahre lang in ihrem Heimatdorf den »Mädchenkranz« leitete und dann im März 1936 in Temeswar ins Kloster eintrat. Unter der Leitung der unvergessenen Priorin Hildegardis Wulff entfalteten die Benediktinerinnen von der hl. Lioba eine segensreiche Tätigkeit in Temeswar und im Banat. 1941 legte Anna Ebner die Erste Profess ab, ihre Ewige Profess 1947 fiel schon in eine Zeit, in der Kirche und Klöster im kommunistischen Rumänien bedroht waren. Nachdem im August 1949 alle Klöster aufgehoben wurden, kehrte Schwester Hedwig in ihr Elternhaus zurück. Unter großen Gefahren versuchten die Schwestern im Untergrund ihre Gelübde zu leben und miteinander Kontakt zu halten, was vor allem nach der Verhaftung und Verurteilung von Schwester Hildegardis im Jahr 1950 zu langjähriger Zuchthaushaft nicht einfach war. In einem Brief, den Schwester Hildegardis kurz vor ihrem Tod diesen Schwestern in Rumänien



Schwester Hedwig bei ihrem 100. Geburtstag mit Großnichten und -neffen mit Kinder

zukommen ließ, heißt es: „*Weh tut es mir freilich, dass Ihr alle Euer Lebensideal jetzt auf ganz andere Weise erfüllen müsst. Doch das tut ihr.*“

Als sich dann 1964 Gelegenheit zur Ausreise bot, ergriff sie diese sofort, kam ins Mutterhaus des deutschen Priorates nach Freiburg und nahm das geregelte Klosterleben wieder auf. Schwester Hedwig arbeitete in einem Altenheim in Freiburg, im Schloss Bürgeln bei Schliengen und im Monikaheim in Mannheim, bevor sie 1972 ins Mutterhaus zurückkehrte. Hier arbeitete sie in der Kleider- und Nähkammer und betreute später daneben noch jahrelang den Haushalt der Hausgeistli-

chen. „*Sr. Hedwig wird uns allen als vitale, spontane und lebensfrohe Mitschwester in Erinnerung bleiben, die energisch und mit Temperament ihre Vorstellungen äußerte, die gerne mit anderen zusammen war, Geschichten erzählte, sang, dichtete und viel betete*“, heißt es in dem Nachruf der Priorin und des Konvents der Benediktinerinnen von der hl. Lioba, dem weite Teile dieser Würdigung entnommen sind. Ihr bewegtes Leben behielt durch den Glauben immer seine klare Ausrichtung. Die Jahrmarkter werden Schwester Hedwig in Dankbarkeit und Liebe in Erinnerung behalten.

HOG Jahrmarkt

Abschied von der »Lehrernei«

Zum Tode der langjährigen Kantorin Magdalena Philipp

von Martha Nachbar

Am 22. Februar 2013, verstarb im Marien-Pflegeheim Freiburg Maria Magdalena Philipp, nur drei Wochen vor der Vollendung ihres 99. Lebensjahres. Die Beerdigung fand am 28. Februar 2013 auf dem Hauptfriedhof Freiburg statt. Die Trauerzeremonien wurden von Pfarrer Meier, St. Blasien-Pfarrei, Freiburg-Zähringen, gehalten. An der Trauerfeier nahmen nebst ihren eigenen Angehörigen viele Landsleute, Bekannte aus Freiburg und ehemalige Mitarbeiter der Caritas teil. Landsleute kamen aus Freiburg und auch von weither, aus Lahr, Friesenheim, Karlsruhe, Stuttgart, Ludwigshafen und Mannheim.

Der Prediger würdigte das Leben von Frau Philipp in seiner Ansprache: er schilderte Frau Philipp wie er sie erlebte als eine selbstbewusste, zuverlässige, willensstarke Frau. Sie war edel in ihrem Denken, liebenswürdig, freundlich, hilfsbereit und dies alles auf Grund ihres festen Glaubens und ihrer innigen Liebe zu Gott, zu Jesus Christus und Maria.

Am 16. März 1914 im Schimand (Rumänien) als Tochter einer Lehrerfamilie geboren, lebte sie dort mit noch zwei Brüdern, bis die Familie nach Neuarad umzog. Sie selbst lernte und wählte für sich den Beruf als Lehrerin. Von 1942/43 in der Gemeinde Altsanktanna tätig, wirkte sie nicht nur in der Schule, sondern dank ihrer wunderbaren Stimme und musikalischen Ausbildung übernahm sie die Chorleitung und den Orgeldienst in der dortigen Herz-Jesu-Kirche.

Unvergessen bleibt der Einsatz von Frau Philipp während der schweren Zeit nach dem



II. Weltkrieg als viele aus Altsanktanna zur Zwangsarbeit nach Russland deportiert wurden. Zusammen mit dem Salvatorianer Pater Clemens Zwick und den vor Ort lebenden Ordensschwestern, sorgte unsere »Lehrernei« für die Kinder der Verschleppten.

Nach dem Umsturz in Rumänien verzichtete Frau Philipp auf den Lehrerposten in der Schule, um nur im

Kirchendienst tätig zu sein und Gott zu dienen. Nach fast 32 Jahren übersiedelte sie 1974 in die Bundesrepublik Deutschland, wo sie bei Caritas-International Freiburg, für die Abteilung Südosteuropa zuständig, arbeitete. In enger Zusammenarbeit mit der Landsmannschaft der Banater Schwaben sorgte sie 13 Jahre lang vor allem für die alten, armen und kranken Menschen in der Heimat. Die letzten Jahre ihres Erdenlebens waren durch Leiden und Krankheiten gezeichnet und so verbrachte sie die letzten fünf Jahre im St.-Marien-Heim Freiburg, wo sie ihr Leben aushauchte und verstarb.

Die Trauergemeinde wurde eingeladen das Lied zu singen, welches Frau Philipp sich noch vor dem Hinscheiden bei ihrer Beerdigung gewünscht hat. Dafür wurden Liedblätter verteilt: „*Stern auf den ich schaue*“ (*Alles, Herr, bist Du!*).

Am Grab sangen dann einige der ehemaligen Chorsänger die Lieder „*Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?*“, „*Wie schön wird es im Himmel sein*“ und „*Ein Kind Mariens sein und werden*“. O Herr, gib ihr die ewige Ruhe!

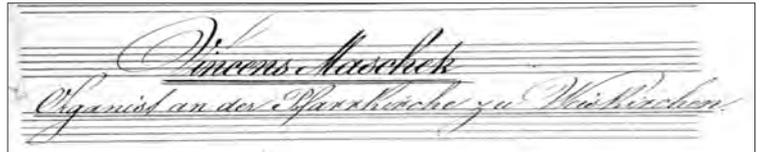
Eine Messe für den Kaiser

Auf den Spuren des Banater Komponisten Vincens Maschek in fünf Ländern

von Dr. Franz Metz

Sonntag, 30. Juni 2013, 18 Uhr, findet in München, Maria Ramersdorf, die Erstaufführung der Missa Solemnis in C, für Chor, Soli und großes Orchester, von Vincens Maschek (um 1800-1875) statt. Es ist ein Benefizkonzert zugunsten der Renovierung der Wallfahrtskirche Maria Ramersdorf. Bekanntlich wurde vor zwei Jahren auf Initiative des Gerhardsforums Banater Schwaben eine Partnerschaft zwischen den beiden Wallfahrtskirchen Maria Radna im Banat und Maria Ramersdorf in München ins Leben gerufen. Wer Vincens Maschek war und welche Bedeutung er für die südosteuropäische Kirchenmusik hat, soll in folgendem Bericht erläutert werden.

Unsere europäische Musikgeschichte kennt viele weiße Seiten, besonders wenn es sich um eine südosteuropäische Region, das damalige Südungarn (ung. Délmagyarország) handelt – in unserem Fall um das historische Banat des 19. Jahrhunderts. Zahlreiche Musiker begannen hier ihre Karriere oder ließen sich, aus anderen europäischen Regionen kommend, im »gesegneten Banate« – wie es von Wilhelm Kienzl genannt wurde – nieder. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts kamen viele Regenschori, Musiklehrer, Instrumenten- und Orgelbauer aus Böhmen in das Banat und nach Siebenbürgen. Charles Burney stellte 1772 fest, „... daß die Böhmen unter allen Nationen in Deutschland, ja vielleicht in ganz Europa an meisten musikalisch wären; und ein berühmter deutscher Komponist, welcher gegenwärtig in London ist, hatte mich versichert, daß sie, wenn



man ihnen nur gleiche Vorteile mit den Italienern verschaffe, diese gewiß übertreffen würden.“ Dieser Bereich der Musikermigration ist bisher, trotz seiner europaweiten Bedeutung und trotz des zukunftsweisenden Projektes *Musica migrans* an der Leipziger Universität, noch nicht vollständig erforscht worden. Zu diesen Musikern gehört auch Vincens Maschek (um 1800-1875).

Aus Böhmen in das Banat

In die Musikgeschichte ist bisher nur jener böhmische Vincenc Mašek [Maschek] eingegangen, der 1755 in Zvikovec/Zwikowitz zur Welt kam und 1831 in Prag verstorben ist. Dieser war als Chorregent an St. Nicolai in Prag tätig und komponierte zahlreiche Werke, die in der ganzen Monarchie eine beachtliche Verbreitung fanden. Dessen Bruder war Paul [Pavel] Lambert Maschek (* 14. September 1761 Zvikovec/Zwikowitz, † 22. November 1826 Karansebesch) und war ebenfalls als Komponist tätig. Er schrieb u.a. zwei Ballette und zwei Singspiele, die 1793 und 1799 in Wien aufgeführt wurden. Von seinen Schülern wirkten einige auch im Karansebescher Kirchenorchester mit. Anderen Quellen nach soll Paul Lambert Maschek in Wien gestorben sein.

Auch die Söhne des Prager Kirchenmusikers Vincenc Maschek waren Musiker und Komponisten: Kaspar (* 1794 Prag, † 1873 Ljubljana/Laibach) und Albin (* 1804, † 1878 Prag). Jener Vincens Maschek aber, um den es in dieser Arbeit geht, war vermutlich der Sohn des Paul Lambert Maschek. Sein Wirkungskreis hat einen engen Bezug zum Banater Bergland wie auch zur Militärgrenze. Einer der Orte, wo er als Lehrer tätig war, hieß Starcevo/Starcsowa und befindet sich in der Nähe von Pancevo/Pantschowa (heute Serbien), also im Bereich der damaligen Militärgrenze. Auch sein anderer Wirkungsort Ruskberg/Rusca Montana, wo er die Musikkapelle dirigiert hat, befindet



Die kath. Pfarrkirche St. Anna in Weisskirchen

sich in der Nähe der Banater Stadt Karansebesch. Da wir über keine weitere biographische Daten von Vincens Maschek verfügen, könnte er in der Zeit zwischen 1800 und 1875 gelebt haben.

In Ruskberg und Weisskirchen

Das älteste Manuskript das mit seinem Namen in Verbindung gebracht werden kann, stammt aus dem Jahre 1823 und ist ein *Graduale* für Tenor-Solo, Chor, Orgel und Orchester, signiert mit „Vincenz [!] Maschek, Weisskirchner Chor 1823.“ Es könnte sich dabei auch nur um eine Abschrift handeln.



Das Graduale Mascheks aus dem Jahre 1821

Bereits im November 1846 gab Franz Liszt im Rahmen seiner letzten großen Konzerttournee als Klaviervirtuose, die ihn bis Bukarest, Istanbul (Konstantinopel) und Kiew führen wird, in Temeswar, Lugosch und Arad einige Konzerte. Es ist anzunehmen, dass auch unser Komponist und Pädagoge Vincens Maschek diese Auftritte in Temeswar begeistert miterlebt hat. Ein Jahr später, 1847, konzertierte Johann Strauss Sohn mit seiner 20 Mann starken Kapelle auf ihrem Weg nach Hermannstadt, Klausenburg und Bukarest in mehreren Orten des Banats, so in Pantschowa, Temeswar und Arad.

Vincens Maschek widmete noch als Musikdirektor der Kapelle in Ruskberg dem damaligen Kapellmeister Johann Strauss einen Walzer, dessen Autograph in der Wiener Stadtbibliothek aufbewahrt wird: *Carnevals-Erinnerungen*. Walzer

für das ganze Orchester, componirt und Seiner Wohlgeboren, dem Herrn Kapellmeister Herrn Johann Strauss hochachtungsvoll gewidmet von Vincens Maschek, Musik-Director der Ruskberger Berg-Kapelle. Dieses Werk wurde im Jahre 2000 in einer deutschen Erstaufführung durch die Gesellschaft für deutsche Musikkultur im südöstlichen Europa e.V. durch das Orchester der Musikwoche in Löwenstein interpretiert. Durch die Anwesenheit von Johann Strauss Sohn mit seiner Kapelle im Herbst des Jahres 1847 im Banat, wurde bisher angenommen, dass Maschek dieses Werk vermutlich dem neuen Walzerkönig gewidmet hat. Da aber Maschek bereits 1846 als Musiklehrer des Temeswarer Musikvereins in die Banater Metropole kam, könnte es sich auch um eine Widmung an den Kapellmeister Johann Strauss Vater handeln, der ja bekannter war als der erst 21-jährige Sohn. Das Manuskript jedenfalls stammt aus der Zeit 1840-46.

Musiklehrer in Temeswar

Das *Temesvarer Wochenblatt* galt in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts als ein ständiger Begleiter der Temeswarer Musikszene. Der Leser konnte aber auch von wichtigen musikkulturellen Ereignissen des Auslands erfahren, deren Auswirkungen sich auf die einheimische Kultur niederschlugen. Die kulturelle Entwicklung nahm selbst in diesem entlegenen Gebiet der damaligen ungarischen Monarchie einen enormen und spektakulären Aufschwung: in dieser Zeit wurden im Banat die meisten Gesangsvereine und Musikschulen gegründet, namhafte ausländische Musiker ließen sich hier nieder oder bewarben sich um eine Stelle als Kapellmeister, Kantor oder Lehrer. Sängerringen und Solisten wollten in Temeswar, Werschetz, Arad, Orawitza oder Lugosch konzertieren.

Mit der Gründung des Temeswarer Musikvereins 1845 entstand auch eine Musikschule, die



Widmung Mascheks an Kapellmeister Johann Strauss in Wien

zum ersten Mal die bedeutendsten Musikpädagogen der Stadt unter einem Dach vereinigt hat. Der Musikverein selbst stand unter dem Protektorat des Diözesanbischofs Dr. Joseph Lonovics, zum Vorsitzenden des Leitungsgremiums wurde Freiherr Georg Ambrózy gewählt. Auch das Präsidium des Musikvereins vereinte die bedeutendsten Persönlichkeiten der Stadt: Dechant von Hofstättner, Stadtobernotär Urbányi, Weldin, Prenner, Sawerthal, Domherr Gabriel, Ritter von Bersuder d.Ä., Feldinger d.J., Nikolaus von Kiss, Dr. Reichardt, Pfeifer, Anton Sprung, Hilt, Theater- und Domkapellmeister Franz Limmer, Helvey, Zsivkovics, Gotthilf, von Fábry, H. Thaller, Wachtel, Dr. Coda, Eirich u.a.

Nachdem Michael Jaborszky als Violinlehrer und Friedrich Heim als Gesanglehrer ernannt wurden, beschäftigte man sich damit einen weiteren Pädagogen zu wählen. Die Wahl fiel im September 1846 auf Vincens Maschek, wie uns das *Temesvarer Wochenblatt* berichtet:

„Eine der Lebensfragen unseres Musikvereines ist nun gelöst und derselbe wird nach dieser Lösung in die erste Phase seiner Wirksamkeit eintreten. Die Wahl des Musiklehrers für die vom Vereine gegründete Musikschule ist vorigen Sonntag so ausgefallen, dass Jedermann mit derselben zufrieden sein kann und das beste Gedeihen der Schule erwarten kann. Es fiel dieselbe aus Herrn Vincenz Maschek, dormalen Revisionsbeamter zu Ruskberg. Herr Maschek, sowohl als praktischer Musiker wie auch als Komponist in unserer Gegend eines bedeutenden Ruhmes genießend, hat überdies auch schöne Proben seiner Befähigung fürs Lehramt aufzuweisen und verlässt aus Liebe zur Kunst, der er mit ganzer



Autograph der Karfreitagsmusik von Vincens Maschek

Seele ergeben, eine viel bessere Stellung, als diejenige ist, welche wir ihm bieten können, ein Charakterzug, der nur selten vorkommen dürfte und eben deshalb volle Würdigung verdient. Wir gratulieren also sowohl dem neugewählten Herrn Lehrer, welcher nun den ihm am meisten zusagehenden Lebensberuf antreten wird, als auch unserm jungen Verein, welchem eine solche Wahl zur Ehre gereicht, von ganzem Herzen und hoffen, es werde dieser Akt, den wir gerne als einen Beweis der Intelligenz ansehen möchten, von welcher sich die Generalversammlung leiten ließ, reiche Früchte tragen und das Vertrauen befestigen, womit unser kunstliebendes Publikum dieses erst im Keime befindliche Institut beehrt wird – wir wagen die frohe Überzeugung auszusprechen – auch in seinen Schutz nehmen wird.“

Der Musikverein wird in wenigen Monaten, im November 1846, durch die Anwesenheit Franz Liszts in Temeswar seinen ersten Höhepunkt erleben. Der weltbekannte Gast überreichte dem Musikverein einen Teil seines Benefizkonzertes und der Musikverein würdigte dessen Anwesenheit durch die Überreichung eines Ehrendiploms samt eines goldenen Lorbeerkränzes. Das Ehrendiplom wurde u.a. vom Protektor des Vereins, Bischof Lonovics, von Weldin und Prenner unterschrieben.

Doch dieser Höhenflug des Temeswarer Musiklebens wurde durch die herannahenden Wolken der Revolution von 1848 verdunkelt. Durch die Folgen der kriegerischen Ereignisse um die Festung Temeswar, die Belagerung der Stadt und die Niederschlagung der Revolution im

Temesvárer Wochenblatt

für
nützliche Unterhaltung und heimatliche Interessen.

N^o 46. Sonnabend den 13. November. **1847.**

Redakteur: **Dr. David Wachtel.** (Achter Jahrgang.) Verantwortl. **Joseph Reichel.**

Karl Ludwig, Herzog von der Normandie,
der angebliche Sohn Ludwigs XVI.

Vor etwa zwei Jahren veröffentlichten die Zeitungen folgende Anzeige: „Der sogenannte Herzog von der Normandie, der sich, nachdem er England hatte verlassen müssen, nach Delft in Holland zurückgezogen, starb daselbst am 10. August im Alter von 60 Jahren. Seine Ähnlichkeit mit Ludwig XVI. war allerdings auffallend, woraus sich auch die hartnäckige Anhänglichkeit vieler Personen an ihn erklären lässt, die ihn wirklich für den Dauphin hielten, der in

seiner Aufzucht bis in seiner Erziehung nach authentischen Quellen mittheilt.

In den ersten Tagen des Mai 1832, an dem Abende eines Tages, trafen sich erträglich war, kam ein Mann im Alter von ungefähr 46 Jahren, mit Staub bedeckt, erschöpft vor Müdigkeit und doch den Kopf stolz in die Höhe gerichtet, durch die Thore d'Jussie in Paris an. Er durchwanderte mit seltenen Tritten das Vestibül de l'Hospital und schritt über die Brücke von Justiz, wurde aber, als er das äußerste Ende derselben erreicht hatte, von dem kienf-

Jahre 1849, musste der Musikverein seine Tätigkeit einstellen. Wie lange Vincens Maschek in Temeswar tätig sein wird, ist nicht bekannt. Es ist aber anzunehmen, dass er durch die Wirren der Revolution die Stadt verlassen und sich in Weisskirchen niedergelassen hat.

Kirchenmusiker in Weisskirchen

Im Januar 1853 jedenfalls muss er schon in Weisskirchen als Regenschori tätig gewesen sein, da seine Messe für den Kinderverein in dieser Stadt mit dem 6. Januar 1853 datiert ist: *Messe in C für Sopran, Alt, Tenor et Bass, 2 Violinen, Viola, Violoncello, Contrabasso et Organo, 1 Flöte, 2 Clarinetten C, 1 Fagott, 1 Contrafagott, 2 Corni C, 2 Trombi C, Trombone et Tympani in C.G. componirt und dem Kinderverein in Jesu verehret von Vincens Maschek Organist an der*



Messe für den Weisskirchner Kinderverein

Pfarrkirche zu Weisskirchen.

Die Zeit als Regenschori an der katholischen Pfarrkirche St. Anna in Weisskirchen war für Maschek mit vielen neuen Kompositionen verbunden. Hier schrieb er eine große Anzahl kirchenmusikalischer Werke, die er der »Bürgerschaft« von Weisskirchen, dem Männergesangverein oder hohen und höchsten Würdenträgern auch außerhalb dieses Ortes gewidmet hat. Eine Messe samt Graduale und einem Offertorium widmete er vermutlich noch in der zweiten Jahreshälfte 1853 seinen Weisskirchner Mitbürgern: *Messe nebst Graduale und Offertorium componirt und der sehr geehrten römisch-Katholischen Bürgerschaft von Weisskirchen hochachtungsvoll zugeeignet von Vincens Maschek Organist an der r. k. Pfarrkirche in Weisskirchen.*



Eine Messe für die katholische Bürgerschaft Weisskirchens

Eine weitere Messe dieses Jahres trägt die Widmung: „...componirt und dem Männer-Gesang-Verein zu Weisskirchen hochachtungsvoll zugeeignet von Vinzenz Maschek Organist und Regenschori an der Pfarrkirche zu Weisskirchen.“ Ebenfalls 1853 schrieb Vincens Maschek noch ein *Lied bey Begräbnissen* für gemischten Chor (datiert „Im Monath Jänner 1853“), ein *Tantum ergo* für gemischten Chor und Orchester wie auch ein *Oratorium für die Charfreytags-Feyer*.

Aus der Weisskirchner Zeit stammen noch zwei größere Kompositionen, die nicht nur das beachtliche kompositorische Talent Mascheks be-

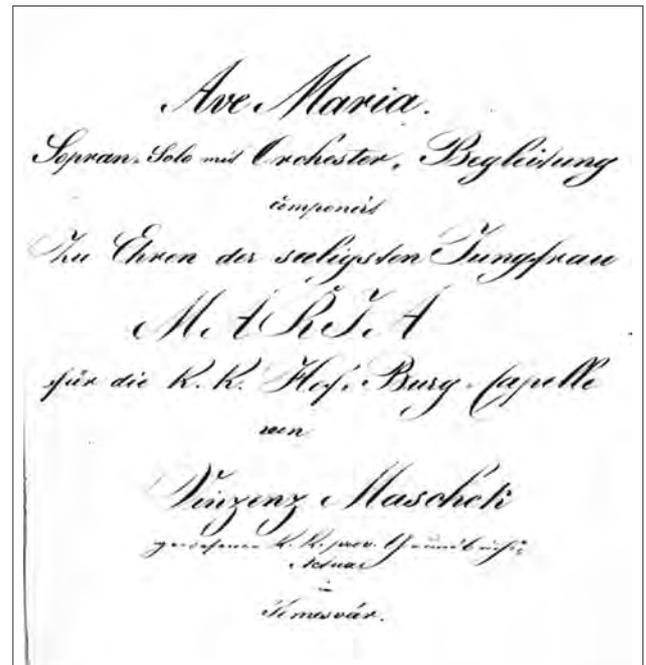


Musikalische Widmung Mascheks an den Männergesangverein Weisskirchens

weisen, sondern auch vom hohen Niveau der Musikultur dieser Kleinstadt sprechen. Wie man aus einem Großteil des Aufführungsmaterials feststellen kann, wurden diese Werke mehrmals öffentlich aufgeführt. Trotzdem war Maschek in diesem Amt als Regenschori dieser Kleinstadt nicht ganz glücklich. Dies beweist die Widmung seines Offertoriums *Tu totus est mirabilis* an den Erzbischof von Eger/Erlau in Ungarn, Adalbert von Bartakowics (Offertorium: *Tu totus est mirabilis* / Sr. Excellenz dem Hochwürdigsten Herrn Adalbert von Bartakowics de Kiss Apony Erzbischof von Erlau, u. Sr. k. k. Majestät wirklichem geheimen Rathe, tiefehrfurchtsvoll gewidmet von Vinzenz Maschek Organist und Regenschori an der r. k. Pfarrkirche in Banat-Weiskirchen). Dieses Werk konnte vor einigen Jahren im Dommusikarchiv zu Eger/Erlau entdeckt und auf eine CD mit Kirchenmusikwerken Banater Komponisten eingespielt werden.

Im selben Archiv konnte ein weiteres Offertorium für Bass-Solo, Posaune und Orchester gefunden werden: *Hymnus / Hochwürdigsten Herrn Bischof von Boson Herr Ignatz von Fábry Abt des heil. Martin v. Bults, Csánader Domherr, Consistorial Rath etc. etc. in tiefster Ehrerbietung gewidmet*.

Zwei seiner weiteren Kompositionen, die ebenfalls in Erlau entdeckt werden konnten, sind dem Weihnachtsfest (*Graduale Pastorale*) und der Mutter Gottes (*Ave Maria et Salve Regina*) gewidmet. Dieses *Ave Maria* hat Vincens Maschek als Autograph in Partiturform mit einem prunkvollen Einband versehen nach Wien gesendet. Heute liegt es in der Musiksammlung der Öster-



Ave Maria für die Hofburg-Kapelle

reichischen Nationalbibliothek und trägt den vollständigen Titel: *Ave Maria. Sopran-Solo mit Orchester-Begleitung componirt zu Ehren der seligsten Jungfrau MARIA für die k. k. Hof-Burg-Capelle von Vinzenz Maschek gewesener k. k. prov. Grundbuchs-Actuar in Temesvár*. Maschek widmete also dieses Werk der kaiserlich-königlichen Hofburgkapelle in Wien. Die Hofmusikpelle der Wiener Hofburg wurde unter Kaiser Maximilian I. um 1498 gegründet und wird auch noch als die Heimat der Wiener Sängerknaben bezeichnet.

Durch Vincens Maschek ist der Name der Stadt Weisskirchen bis in die Wiener Hofburg gelangt. Er war stets ein treuer Diener nicht nur der »Bürgerschaft« seiner Kirchengemeinde sondern auch seines Königs, was die folgende Messe beweist, die er zum »glorreichen Geburtstag« Franz Josef I. komponiert hat: *Messe nebst Graduale und Offertorium für 4 Singstimmen mit Begleitung des Orchesters componirt für das Glorreiche Geburtsfest Seiner Majestät unseres allergnädigsten Kaisers und Königs Franz Josef I. anno 1856 von Vinzenz Maschek Organist und Regenschori in Banat-Weisskirchen*. Es handelt sich dabei um eine umfangreiche Ordinariusvertonung, die vermutlich nie erklingen konnte. Wie üblich, wurden solche Geschenke und Widmungen höchstens wahrgenommen und durch die Sekretäre und Bediensteten »ad acta« gelegt. Auch dieses Werk konnte in Wien entdeckt werden.

Das gleiche Schicksal ist vermutlich auch einer nächsten Widmung Mascheks an den Kaiser widerfahren: *Defilir-Marsch componirt als Klänge aus der k. k. Deutsch-Banater Militär Grenze und Seiner k. k. Apostolischen Majestät, dem Allergnädigsten Kaiser und Königs Franz Josef I. anno 1856 von Vinzenz Maschek Organist und Regenschori in Banat-Weisskirchen*.



Widmung an den Erzbischof von Erlau



**Mascheks Messe für Kaiser und König
Franz Josef I.**

nädigsten Herrn, Herrn Franz Josef I. in tiefster Ehrfurcht zugeeignet von Vincenz Maschek Lehrer in Starcevo in der k. k. Deutsch-Banat. Mil. Grenze. Dieses Werk ist nach seiner Tätigkeit als Regenschori in Weisskirchen entstanden, als er in Starcevo/Starcevo als Lehrer einige Zeit gewirkt hat. Darin hat Maschek, wie er im Titel festlegt, Klänge – also Volksliedmotive – aus dem Gebiet der Militärgrenze eingearbeitet.

Als Organist der Synagoge und Musiklehrer wieder in Temeswar

Im Jahre 1864 führte der damalige Temeswarer Domkapellmeister Moritz Pfeiffer mit dem Chor und dem Orchester der Domkirche Haydns berühmte *Nelson- und Paukenmesse* auf. Zwei Jahre später, also 1866, wurde nach den Berichten von Desiderius Braun die von dem Temeswarer Komponisten Wenzel [Vincens?] Maschek komponierte Festmesse gesungen. Maschek war also bereits wieder in Temeswar tätig.

Im Jahr des österreich-ungarischen Ausgleichs, am 8. Juni 1867, dem ungarischen Krönungstag, fanden in ganz Ungarn große Festlichkeiten statt. Budapest – die ungarische Hauptstadt war damals noch offiziell zweigeteilt – strahlte nicht nur durch die vielen geschmückten Häuserfassaden und festlich gekleideten Menschen. Der Krönungszug wurde von schmetternden Trompeten und einer Abteilung Husaren angeführt, gefolgt von den Hofpagen, der Leibwache, den Magnaten des Königreichs, Fahnenträgern und dem Grafen Gyula Andrassy, der die Stephanskronen auf einem Kissen trug. Diesem folgte Franz Joseph in der Uniform eines ungarischen Generals und – als unbestrittener Höhepunkt des Zuges – die Königin in einer von acht Schimmeln gezogenen gläsernen Kutsche. Selbst der *Pester Lloyd* schrieb in einem Bericht: „... Das Erscheinen der Königin rief hier an heiliger Stätte einen

tiefen und nachhaltigen Eindruck hervor.“ Franz Liszt komponierte für diese außergewöhnliche Festlichkeit in der Mathiaskirche seine *Ungarische Krönungsmesse*.

Königin Elisabeth – als Sisi in die Geschichte eingegangen – wurden von allen Seiten, selbst aus den entferntesten Provinzen der Monarchie, unzählige Geschenke und Andenken an diesen Tag überbracht. Vincens Maschek sandte der beliebten ungarischen Königin seine ganz originelle Komposition mit rumänischen Motiven aus dem Banat. Dieses Autograph wird in der Musiksammlung der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien aufbewahrt und hat folgenden Titel: *Romanische Weise aus einer National-Melodie für das Piano-Forte übertragen, und zum Andenken aus dem Temeswarer Banate bei Gelegenheit der Krönung Sr. Majestät des Königs von Ungarn Franz Josef I. in tiefster Ehrfurcht gewidmet Ihrer Majestät Elisabeth als gekrönte Königin von Ungarn von Vincenz Maschek Professor der Musik in Temesvár*. Zu bemerken wäre, dass auf der imposanten Titelseite nicht der Name des Königs sondern jener der Königin Elisabeth kalligraphisch hervorgehoben wird.

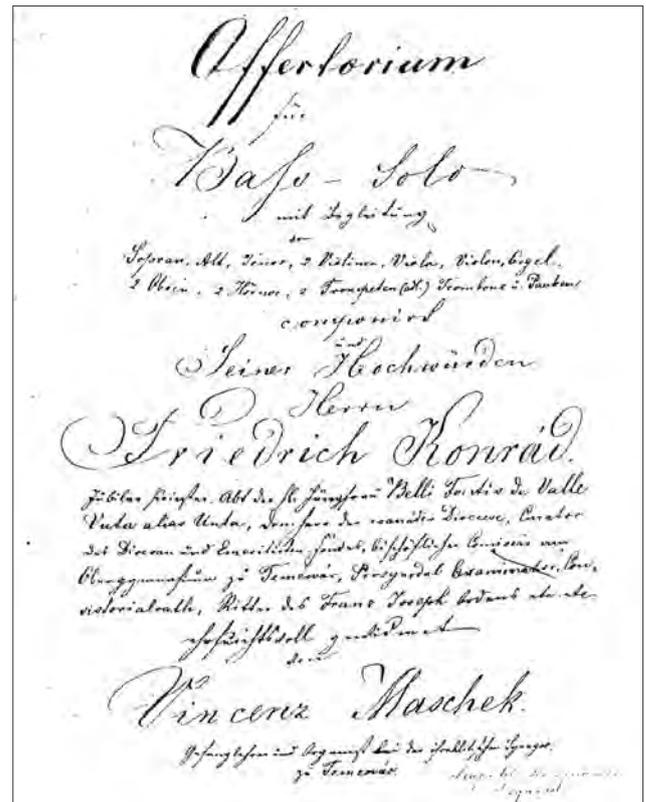
Dies war allerdings nicht seine erste Komposition, die Vincens Maschek Königin Elisabeth gewidmet hat. Im Jahre 1856 erschien bei Spina in Wien sein *Wiegenlied*, op. 5, gewidmet der ersten Tochter Elisabeths, Prinzessin Sophie, geboren 1855, die schon mit zwei Jahren verstarb. Nachdem im Monat August 1858 Kronprinz Rudolf zur



**Rumänische Volkslieder aus dem Banat für
Kaiserin Elisabeth**

Welt gekommen ist, schickte er diesmal ein originelles Geschenk nach Wien, prachtvoll eingebunden, auf einem speziellen Notenpapier eigenhändig niedergeschrieben, mit Goldschnitt versehen: *Wiegenlied componirt und Sr. Majestät unseren allgeliebten Landesvater Franz Josef I. und Ihro Majestät unserer allgeliebten Landesmutter Elisabeth für Sr. kaiserlichen Hohheit den neugeborenen Prinzen in tiefster Dehmuth dargebracht von Vincenz Maschek.*

Das Datum seines Umzugs nach Temeswar kann leider kaum festgelegt werden. Vermutlich kam er in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts wieder nach Temeswar zurück. Diesmal war er als freischaffender Komponist, als Pädagoge und als Gesangslehrer und Organist an der Synagoge tätig. Dies erfahren wir aus einer Widmung an den Domherrn Friedrich Konrad aus Temeswar: *Offertorium für Bass-Solo mit Begleitung von Sopran, Alt, Tenor, 2 Violinen, Viola, Violon, Orgel 2 Oboen, 2 Hörner, 2 Trompeten (adl.) Trombone u. Pauken componirt und Seiner Hochwürden Herrn Friedrich Konrad Jubilar Priester, Abt der hl. Jungfrau Belli Fontis de Valle Vuta alias Unta, Domherr der csanáder Dioecese, Curator des Dioecesan und Emeritirten-Fondus, Bischöflicher Comissär am Obergymnasium zu Te-*



mesvár, Prosynodal Examiner, Consistorialrath, Ritter des Franz Joseph Ordens etc. etc. ehrfurchtsvoll gewidmet von Vincenz Maschek Gesanglehrer und Organist bei der israelitischen Synagoge zu Temesvár. Diese Komposition konnte in Neuarad entdeckt werden und trägt auf der Titelseite den Namen des damaligen Kantors und Organisten Leopold Herrmann. Auf der Titelseite eines weiteren Offertoriums für Chor und Orchester hat der Komponist vermerkt: „... componirt von Vincenz Maschek, Musik-Lehrer in Temesvár“.

Am 31. Januar 1873 erschien in der Temesvarer Zeitung folgende kirchenmusikalische Notiz:

„Die durch den Organisten und Musiklehrer Vincenz Maschek neukomponirte Vokalmesse mit Harmoniumbegleitung, welche bereits zu Weihnachten und am Neujahrstage in der römisch-katholischen Pfarrkirche der Vorstadt Fabrik mit vielem Beifall aufgeführt wurde, kommt auf vielseitiges Verlangen Sonntag am 2. Februar dasselbst wieder zur Exekutirung.“ Dadurch können wir erfahren, dass nicht nur sein Wirken als Pädagoge sondern auch sein musikalisches Schaffen im Banat gepflegt und geachtet wurde.

Im Stift Vorau, Österreich, liegt ein weiteres Autograph eines Komponisten Maschek: das Offertorium *O mi Deus amor meus*, in F, für Bass-Solo, Clarinette- oder Violinsolo, Orgel und Orchester. Durch die Entstehungszeit dieses Manuskriptes zwischen 1835-1865 könnte es sich dabei um ein Werk des Banater Komponisten Vincens Maschek handeln.



Das Wiegenlied für Prinz Rudolf



Vincens Maschek und seine Wiederentdeckung im 21. Jahrhundert

Es bedarf noch so mancher Schritte, um die Biographie des Banater Komponisten Vincens Maschek zu vervollständigen. Seine Spuren können heute in Rumänien, Serbien, Tschechien, Ungarn und Österreich verfolgt werden, wo seine Werke aufgeführt wurden. Betrachtet man seine Arbeiten etwas näher so muss man feststellen, dass diese nicht nur eine Vielfalt von Gattungen aufweisen sondern auch teilweise mit größter Hingebung geschaffen wurden. Als eine Besonderheit muss man seine musikalische Widmung an Königin Elisabeth betrachten: der böhmische Musiker aus dem Banat widmete der Königin von Ungarn Variationen auf rumänische Volksmusikthemen für das Klavier. Maschek gehört somit zu den ersten Musikern, die sich mit der rumänischen Folklore des

Banats beschäftigt haben. Gleichzeitig weisen seine kirchenmusikalischen Schöpfungen nicht nur tiefgreifende Kenntnisse im kompositorischen Bereich sondern auch ein gutes Gespür in der Vertonung liturgischer Texte auf. Nimmt man noch die Tatsache in Betracht, dass er nebenbei als Organist an der Temeswarer Synagoge wirkte, so haben wir es mit einem vielseitigen Banater Musiker zu tun, dessen Wirken bis heute – leider zu Unrecht – in Vergessenheit geraten ist. Maschek ist einer jener böhmischen Musiker, die sich in Südosteuropa niederließen und ohne deren Wirken wäre die Musikkultur wie jene des Banats oder Siebenbürgens unvorstellbar.



Musiker in einer stürmischen Zeit

Zum 100. Geburtstag des Banater Kirchenmusikers und Komponisten Franz Stürmer (1913-1983)

von Dr. Damian Vulpe, Temeswar

Unter den deutschen Musikern aus dem Banat, als Pädagoge, Chorleiter und Geigenspieler, aber auch Komponist, der deutsche Banater Volkslieder für gemischten Chor bearbeitet hat, hat sich Franz Stürmer einen guten Ruf gesichert. Er wurde vor hundert Jahren in der Banater Berglandortschaft Neumoldowa, am 3. Januar 1913 geboren, in einer bescheidenen Familie. Hier hat er auch die Grundschule besucht. Als Schüler des deutschen Realgymnasiums kam er nach Temeswar, wo er sich auch der Musik näherte. Anschließend studierte er an der Klausenburger Musikhochschule und folgte anschließend einer Musikerlaufbahn.

Seine ersten Jahre noch vor dem Krieg verbrachte er in der Stadt an der Bega, in Temeswar als Musiklehrer in deutschsprachigen Schulen wie z.B. in der *Banatia*, danach in der



Franz Stürmer (l.) als erster Geiger, Mitglied des Streichquartetts, in dem auch Pfarrer Paul Lackner als Bratscher (r.) und Karl Lupseasca (2.v.l.) mitgespielt hat. Man traf sich dafür regelmäßig im Pfarrhaus von Pfarrer Lackner, der auch eine reichhaltige Musikbibliothek besaß.



Im Jahre 1947 fanden in der Temeswarer Domkirche einige Konzerte statt, die von Franz Stürmer geleitet wurden

späteren *Lenau-Schule* wo er sich hauptsächlich mit Schülerchören profilieren konnte. Einen großen Anteil hatte er auch am Deutschen Jugendchor, an der Leitung des Domchores und an der Gründung des Kinderchores im Rahmen der Staatsphilharmonie, wo er auch als Mitglied des Orchesters in der Partie der zweiten Geige mitspielte. Er leitete auch Gewerkschaftschöre und, mit Erfolg, auch den rumänischen Bauernchor aus Chizătau.

Anfang der 60-er Jahre übersiedelte Franz Stürmer nach Reschitza, wo er bis zu seinem Ableben am 14. Oktober 1983 erfolgreich gewirkt hat: als Musiklehrer in deutschsprachigen Schulen, so wie das heutige Diaconovici-Tietz-Lyzeum, die so genannte *Bastilia*. Ebenfalls leitete er mehrere Chöre wie den Schülerchor, den Chor der römisch-katholischen Kirche und das Kammerorchester der Lehrkräfte der Reschitzaer Musikschule, wo er hauptsächlich Geige unterrichtete. Das Geigenspiel brachte ihn auch in dem Hausquartett des bekannten Musikliebhabers Msgr. Paul Lackner, der viele Jahre als Stadtpfarrer tätig war.

Der wichtigste Anteil am Reschitzaer Musikleben war die Tätigkeit als Dirigent der deutschen Operettengruppe. Dazu gehörte die Leitung des Chores, die Einstudierung der Solisten, gefolgt von der Vorbereitung des Orchesters, um danach die Aufführungen zu leiten. Mit seinem professionellen Anteil wurden u.a. aufgeführt: Jean Gilbert *„Die keusche Susanne“*, Ralph Bernatzky *„Im weissen Rössl“*, Robert Stolz *„Die Tanzgräfin“*



Franz Stürmer



Franz Stürmer als Chorleiter

Mit seiner Tätigkeit als Musikpädagoge, als Geiger und Geigenlehrer, Chordirigent, als Kirchenmusiker in Temeswar, als Leiter von Instrumentalensembles und nicht zuletzt als Leiter zahlreicher Operettenaufführungen in Reschitza hat Franz Stürmer sehr viel geleistet. Die Banater, Temeswarer und Reschitzaer – ob in der alten Heimat oder in Deutschland – halten noch heute seine Erinnerung in Ehren.



Dr. Damian Vulpe (r.) mit Dr. Franz Metz (Temeswar, Februar 2013)

und *„Der Tanz ins Glück“* und auch Emmerich Kalman *„Gräfin Mariza“*.

Um das Repertoire seiner Chöre zu erweitern, wendete sich Franz Stürmer dem Volkslied zu, an Lieder die man hier gesungen hat und schaffte einige Bearbeitungen, wie z.B. *„Die wahre Lieb“*, *„Ich bin a Schwob“*, *„Mein Heimatdorf“*, *„Es Leni“* und das meiste aufgeführte *„Wenn mei Diandl am Abend um Wasser geht“*.

Kirchenmalerei im Dienste des Evangeliums

Zum 80. Geburtstag der Malerin Magda Hatzack-Lukácsovits

von Prof. Dr. theol. László Vencser, Linz

In den über vier Jahrzehnten dauernden kommunistische Unterdrückung in Rumänien wurde für viele Menschen das Leben zur Hölle. Bei der Einreise nach Rumänien stellten die Zöllner immer die Frage: *Haben Sie Waffen, Pornos oder Bibeln dabei?* Der Stellenwert der Bibel wurde damit degradiert. Es war nicht nur verboten Bibeln ins Land zubringen, auch der Druck von Bibeln war der katholischen Kirche nicht erlaubt.

In dieser Situation, in der Zeit der Verhaftungen und der politischen Schauprozesse, begann ab 1958 eine junge Studentin und begabte Kunstmalerin die Botschaft der Bibel und die Glaubenswahrheiten des Katechismus zu thematisieren, und mit ihren - als *Biblia pauperum*, Armenbibel, oder *Biblia picta*, gemalte Bibel zu bezeichnenden - Kirchenmalereien gleichsam die Evangelisierung in den katholischen Kirchen Siebenbürgens zu verwirklichen.

Das Fundament dazu wurde in den Schulen der Sathmarer Barmherzigen Schwestern und der Piaristen in Großkarol (Carei) gelegt. Der tiefe Glaube an Gott, die Treue zur Kirche und die Liebe bzw. Respekt zu

den Menschen haben von Anfang an die künstlerische Tätigkeit der Magda Lukácsovits charakterisiert, geprägt, begleitet und ihre seltene Begabung entfaltet.

Schon die ersten Kunstwerke aus den Jahren 1957/58 sind Zeichen dafür, welches Gefühl und welche Sensibilität sie für die Darstellung der biblischen Botschaft besaß. Im Zentrum ihrer Kirchenmalereien steht Christus. Das Deckengemälde »Christkönig« in Schamagosch (1960) und viele andere Kirchenmalereien deuten hin auf den Christozentrismus in der Malkunst der Magdalena Lukacsovits.

In ihren Decken- und Wandmalereien können wir das theozentrische oder christozentrische Merkmal feststellen: Christus und die vier Evangelisten, Wiederkunft Christi, Opfertod Christi, Jesus in Emmaus, Stammbaum Jesu, Eucharistie. Nicht weniger Bedeutung hat in der Darstellung der biblischen Botschaft das Thema der Barmherzigkeit Gottes, die Versöhnung, die Gottes – und Nächstenliebe. Magda Lukácsovits war die erste im Land, in Siebenbürgen, die versucht hatte – und das ist ihr auch



Magda Hatzack-Lukácsovits

Das Gemälde in Peter und Paul, Arad (1974)

gelungen – durch die Malerei die Glaubenswahrheiten den konkreten Menschen zu vermitteln. Ihre Kunst war kein Selbstzweck, sondern stand immer im Dienst der Menschen und der Kirche. Sie war davon überzeugt, dass zu allen Zeiten der Mensch auf seine Fragen eine Lösung, eine zeitgenössische Antwort braucht. Deswegen suchte sie in ihrer Kunst immer neue Wege diese Aufgabe zu erfüllen. (...)

In ihren Kirchenmalereien sind aber auch die Menschen zu sehen. Dargestellt sind Menschen, Heilige, die von Gott bestimmten Weg auf dieser Erde gegangen sind. Die hl. Familie, die Mutter Gottes, hl. Petrus und Paulus, hl. Johann Nepomuk, hl. Josef als Patron der Familie und Schützer vor der Globalisierung – diese Malerei aus dem Jahre 2001 ist ein Zeichen der Sensibilität der Künstlerin für die aktuellen Probleme unserer Zeit. (...)

Seit 1981 konnte sie ihre Talente in Deutschland bei einem Kirchenrestaurierungsbetrieb in vielfältiger Weise unter Beweis stellen. Verschiedene Aufträge hatte sie dort ausgeführt und durch ihre Kunsttätigkeit auch in ihrer neuen Heimat unter Beweis gestellt. Die Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt Bad Tölz und die Hauskapelle des

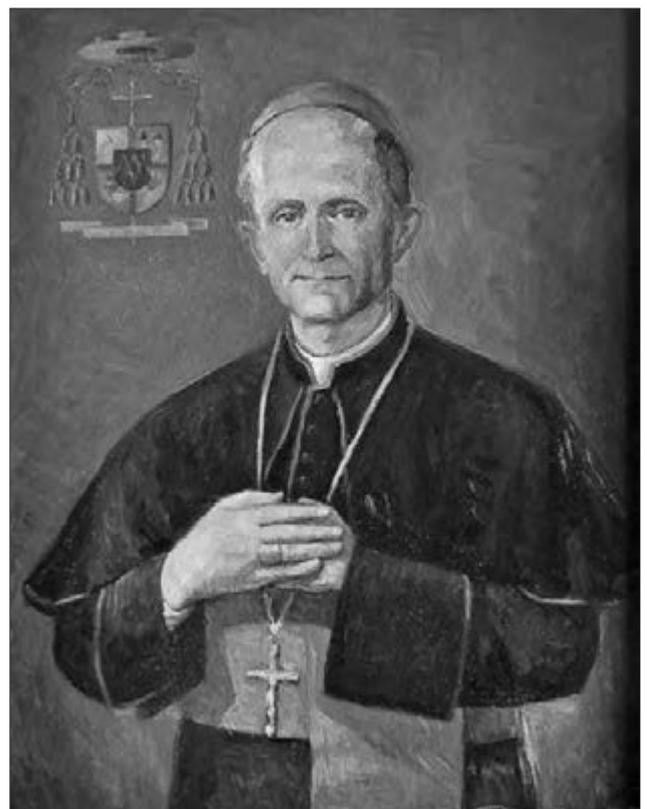
Banater Seniorenzentrums Josef Nischbach in Ingolstadt, sind nur einige Beispiele für ihr Kunstschaffen in der neuen Heimat.

Die Kontakte zu ihrer siebenbürgischen Heimat pflegte sie weiter und war immer bereit dort für Gotteslohn einen Dienst zu leisten. Persönlich denke ich noch immer gerne an die gemeinsamen Jahre zurück, besonders an die Arbeit in den Jahren 1994/96 bei der liturgischen Neugestaltung der erzbischöflichen Kathedrale in Karlsburg (Alba Iulia) und an viele fruchtbare Gespräche im Interesse der Erzdiözese. Wenn man in vielen Kirchen in den Diözesen von Siebenbürgen den Altarraum anschaut, bemerkt man die Spuren von der vielen Arbeit von Magda Lukacsovits.

In den 60-er Jahren, war das II. Vatikanum kaum anwesend im Leben der Kirche in den Ostblockstaaten. Dem rumänischen Staat passte die Öffnung der Kirche in Richtung der Gesellschaft nicht – denken wir an die Konstitution *Gaudium et spes*. Auch im Priesterseminar von Alba Iulia wurde weiter die vorkonziliare Theologie doziert. Anfang der 70-er Jahre waren es einige junge Priester, wie Béla Csató, Árpád Czirják, Albert Csiszér, Géza Pálfi, die begonnen hatten, in kleineren Kreisen die Lehre des Konzils zu verbreiten. Die erst Mitte der 70-er Jahre nach ihrer Ausbildung aus Rom zurückgekehrten Professoren haben bei den Vorlesungen die Konzilsbeschlüsse gelehrt. Magda Lukacsovits gehörte in der Nachkonzilszeit zu denen, die bei der Verbreitung der Konzilslehren Pionierarbeit geleistet hatten, als



Selbstbildnis (1961)



Erzbischof Dr. Adalbert Boros (2010)

sie ab 1971 begann Altarraumgestaltungen gemäß der Liturgiereform zu entwerfen und deren Ausführung zu begleiten.

Ihre in Öl, Tempera und Aquarell gemalten Porträts (z.B. des Erzbischofs Béla Boros oder des Temeswarer Bischofs Sebastian Kräuter), Landschaften und Stilleben sind in der alten und neuen Heimat entstanden. Magda Lukácsovits hatte schon als Studentin Porträts gemalt und bewiesen, dass sie den Charakter der porträtierten Person ausgezeichnet zum Ausdruck bringen kann. An den Porträts merkt man, dass die Künstlerin die Personen gut kannte, schätzte und liebte und vor ihnen großen Respekt hatte. Besonders auf zwei Porträts möchte ich hinweisen: auf das von Bischof Aaron Márton, der als Mensch und Pontifex, ohne Märtyrertod, für die Kirche und seine Gläubigen viel gelitten hat. Er hatte jahrelang im Gefängnis und nachher unter strengen Hausarrest gelebt. Wenn ich sein Porträt anschau, fühle ich mich bei seinen Vorlesungen, die er uns gehalten hat und spüre seine Handauflegung, als er mich im Jahre 1971 zum Priester weihte. Die gleiche Wirkung vermittelt mir das

Bild des Bischofs Dr. Antal Jakab, Amtsnachfolgers Aaron Márton, meines ehemaliger Professors, einstigen Kaplans meiner Heimatgemeinde, Berufskollegen und guten Freundes. All das danke ich der Künstlerin Magda Lukácsovits

Magda hat ihr Leben als Mensch und als Künstlerin auf dem Hintergrund eines tiefen Glaubens an Gott, mit Achtung vor der Kirche und den Menschen glaubwürdig gelebt und damit ein Zeugnis für Christus abgelegt.

Trotz unterschiedlicher Erfahrungen hatte sie vor einigen Jahren mit Zuversicht und Hoffnung gesagt: „*Wenn meine Arbeit in den Kirchen nur einen Menschen bewegt hat, dann war sie nicht umsonst*“. Sie hatte trotz kommunistischer Unterdrückung mit Gottes Hilfe oft für Gotteslohn gearbeitet.

Im Namen der Erzdiözese Alba Iulia, der Diözese Temeswar und im Namen aller Diözesen aus Siebenbürgen, besonders aber persönlich danke ich ihr für ihre wunderbare Arbeit. Wir haben mit der Künstlerin Magda Lukácsovits etwas Gemeinsames: »die Botschaft der Bibel«. Die Bibel und die Kunst verbinden uns.

Ein Denkmal für einen evangelischen Kirchenmusiker Biographie Franz Xaver Dresslers erschienen

Die soeben erschienene Monographie ist die erste umfassende Dokumentation über das Leben und Wirken des Musikers Franz Xaver Dressler (1898-1981). Eingebettet in die bewegte Geschichte des 20. Jahrhunderts, den geographischen Bogen von Böhmen bis Siebenbürgen spannend, gewährt die biographische Rekonstruktion Einblick in das facettenreiche Metier des Künstlers in einer fast 850-jährigen Kulturlandschaft Südosteuropas. Die deutsche Enklave in Rumänien kann über Jahrhunderte hinweg dem politischen und demographischen Wandel trotzen und bietet Dressler ein fruchtbares Ambiente, um seine Gaben als Organist, Chorleiter, Pädagoge und Komponist zu entfalten.

Heute noch kann man seine Spuren in Siebenbürgen verfolgen: der von ihm gegründete Bach-Chor in Hermannstadt erlebt zum Beginn des 21. Jahrhunderts einen neuen Aufschwung, seine Schüler und Enkelschüler wirken heute noch in der ganzen Welt und auch die siebenbürgische Orgellandschaft wäre ohne sein Mitwirken schon lange in Vergessenheit geraten. Die heute in Wien lebende Autorin Christine Stieger, selbst in Siebenbürgen geboren, hat Dressler und seiner Zeit durch dieses Buch ein würdiges Denkmal errichtet.



Christine Stieger:
Franz Xaver Dressler (1898-1981) – Die Biographie
Edition Musik Südost, München 2013, Preis: 25,- €
Bestellung auch über die Adresse des Gerhardsforums (Gerhardsforum@aol.com)

Wallfahrt und Partnerschaft

Maria Radna (Banat) und Maria Ramersdorf (München) im Blickpunkt

Bekanntlich wurde 2011 eine Partnerschaft zwischen den beiden Wallfahrtskirchen Maria Ramersdorf in München und Maria Radna im Banat ins Leben gerufen. Diese wurde in der Zwischenzeit mit Leben gefüllt: 2012 weilte eine größere Delegation der Pfarrei Maria Ramersdorf und des Gerhardsforums in Maria Radna und im selben Jahr kam eine kleinere Delegation aus Maria Radna zur Wallfahrt der Donauschwaben nach München. Sonntag, 21. April 2013 fand zwischen Pfarrer Harald Wechselberger (München), Domkapitular Andreas Reinholz (Maria Radna) und Dr. Franz Metz seitens des Gerhardsforums ein Treffen statt, bei dem weitere Aktivitäten angesprochen wurden. So wird anlässlich der Wallfahrt der Donauschwaben vom 25. August 2013 nach Maria Ramersdorf eine kleine Gruppe von Pilgern aus Temeswar und Maria Radna erwartet. Nach Radna will Pfarrer Wechselberger mit einer größeren Pilgergruppe seiner Pfarrei wieder im Jahre 2015, wenn ja die Renovierungsarbeiten an der Basilika beendet sein sollen.

Diese Renovierungsarbeiten an der Wallfahrtskirche Maria Radna werden am 13. Mai 2013 beginnen, nachdem man vor einigen Tagen im Temeswarer Bischöflichen Ordinariat in An-



Im Bischöflichen Ordinariat Temeswar: Bischof Martin Roos und Generalvikar Johann Dirschl bei der Unterzeichnung der Verträge zur Renovierung der Wallfahrtskirche Maria Radna (April 2013)

wesenheit von Bischof Martin Roos und Generalvikar Johann Dirschl den Vertrag mit den Bauunternehmen unterzeichnet hat. Die einzelnen Wallfahrtstage sollen aber dadurch nicht beeinträchtigt werden, da der größte Teil der Arbeiten ja für die Klosteranlage beansprucht wird wie auch für das Äußere der Wallfahrtskirche.

Am 2. August 2013 findet zum dritten Mal die deutsche Wallfahrt in Maria Radna statt, zu den



Pfarrer Harald Wechselberger (München) und Domkapitular Andreas Reinholz (Maria Radna) trafen sich am 21. April 2013 in München, um die weiteren Schritte in der Partnerschaft zwischen den beiden Wallfahrtskirchen Maria Ramersdorf und Maria Radna zu besprechen

Basilika Maria Radna
Renovierung der Wallfahrtskirche und des Klosters
2013 - 2015




Programm der Wallfahrten im Jahr des Glaubens 2013

- 6. April - Kirchweihe der Basilika Maria Radna
- 18.-19. Mai - Wallfahrt des Erzdechanates Banater Bergland
- 25. Mai - Wallfahrt des griechisch-katholischen Bistums Lugosch
- 8. Juni - Wallfahrt des Erzdechanates an der Marosch
- 9. Juni - Hl. Maria, Mutter der Gnaden - Gedenktag
- 13. Juni - Wallfahrt zum Fest des Hl. Antonius von Padua
- 15. Juni - Wallfahrt der Ministranten
- 26. Juli - Wallfahrt des Erzdechanates an der Temesch und Fußwallfahrt der Stadt Temeswar
- 2. August - Deutsche Wallfahrt
- 10. August - Wallfahrt der slowakischen Gläubigen
- 14.-15. August - Wallfahrt zum Hochfest der Aufnahme Mariens in den Himmel (Mariä Himmelfahrt)
- 28. August - Gedenktag zur Verleihung des Titels „Basilica Minor“ (1992)
- 6.-8. September - Wallfahrt zum Fest Mariä Geburt
- 5. Oktober - Wallfahrt der Priester und Ordensleute
- 8. Oktober - Wallfahrt der ungarischen Gläubigen und des Malteser Hilfsdienstes

Mitveranstaltern gehört, wie in den vergangen beiden Jahren, auch das Gerhardsforum. Diesmal wird Weihbischof Dr. Reinhard Hauke aus Erfurt zuständig für die Vertriebenen und Aussiedler seitens der Deutschen Bischofskonferenz, als Hauptzelebrent dabei sein.

Am Vorabend, also am 1. August 2013, findet traditionell in der Temeswarer Domkirche ein Konzert mit Werken bedeutender deutscher Komponisten aus dem Banat unter der Leitung von Dr. Franz Metz statt. (gf)



Herzlichst willkommen im Banat!

Weihbischof Dr. Reinhard Hauke, Erfurt, bei der deutschen Wallfahrt vom 2. August 2013 in Maria Radna



Nachdem vor zwei Jahren Erzbischof Dr. Ludwig Schick aus Bamberg bei der deutschen Wallfahrt in Maria Radna mitgewirkt hat und im vorigen Jahr Msgr. Andreas Straub an der Seite von Bischof Martin Roos die zahlreichen Pilgern begrüßen durften, wird in diesem Jahr Weihbischof Dr. Reinhard Hauke aus Erfurt diesen Wallfahrtsort besuchen. In Deutschland nennt man ihn auch noch den »Vertriebenenbischof«, also zuständig für die kirchlichen Belange der Vertriebenen und Aussiedlern, zu denen auch die Banater Schwaben aus Deutschland gehören. Wir begrüßen den hohen Gast herzlichst in unserer alten Heimat und freuen uns, dass er mit uns am 2. August 2013, 13 Uhr, in der Wallfahrtskirche die heilige Messe feiern wird.

Die Bischofsweihe empfing Weihbischof Dr. Reinhard Hauke am 26. November 2005 im Erfurter Dom. Als Wahlspruch für sein Bischofsamt wählte Hauke einen Vers aus dem ersten Brief des Apostels Paulus an die Thessalonicher: *Deus pacis sanctificet vos – Der Gott des Friedens heilige euch* (1 Thess 5,23). Das Erfurter Domkapitel wählte Weihbischof Hauke nach dem Rücktritt von Bischof Wanke im Oktober 2012 zum Diözesan-Administrator des Bistums Erfurt. In diesem Amt leitet er das Bistum, bis ein neuer Bischof von der Diözese Besitz ergreift.

Reinhard Hauke kam als sechstes Kind am 6.11.1953 in Weimar zur Welt. Nach dem Abitur an der Erweiterten Oberschule Weimar studierte er in Erfurt Theologie und wurde am 30.6.1979 durch Bischof Hugo Aufderbeck zum Priester geweiht. Es folgten Kaplanstellen in Jena und Heiligenstadt (St. Ägidien), bis Hauke 1987 als Präfekt im Priesterseminar und Domvikar nach Erfurt kam, um hier zugleich ein Promotionsstudium in Liturgiewissenschaft zu beginnen. 1992 promovierte er an der Universität Passau mit einer Arbeit über die ökumenische

Dimension der Christusanamnese in doxologischer Gestalt zum Dr. theol.

In der Deutschen Bischofskonferenz gehört Weihbischof Hauke den Kommissionen für Jugend, Pastoral und Weltkirche sowie der Unterkommission für Kontakte mit Lateinamerika an. Seit dem 25.9.2009 ist er Beauftragter der Deutschen Bischofskonferenz für die Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge.

Scheindorf und die Sathmarer Schwaben

Pfr. Wilhelm Tom berichtet über die Flucht und Heimkehr der Scheindorfer

Im letzten Heft unseres Mitteilungsblattes GERHARDSFORUM (Nr. 7, 2012) brachten wir auf Seite 10 den Artikel »Die Geschichte der Scheindorfer Mutter-Anna«. Mit großer Freude mussten wir feststellen, dass die Resonanz darüber groß war. Auch Pfarrer Wilhelm Tom, selbst ein Scheindorfer, schrieb uns und schickte uns folgenden interessanten Bericht, den wir unseren Leserinnen und Lesern nicht vorenthalten möchten. (Die Redaktion)

Als Scheindorfer habe ich mich sehr gefreut im GERHARDSFORUM über meine Heimatgemeinde zu lesen. Ich war zweieinhalb Jahre alt, als am 10. Oktober 1944 unsere Gemeinde vom deutschen Militär evakuiert wurde und den Treck in den Westen begleitete. Nach dem Krieg im Mai 1946 ist eine kleinere Gruppe wieder in die alte Heimat zurückgekehrt, unter ihnen auch meine Eltern. Eine kleine Gruppe, die bei der Flucht in Budapest in den Zug gesetzt und nach Thüringen gebracht wurde, haben die Russen schon im Sommer 1945 heimgeschickt. Unser Pfarrer Stefan Brendli hat uns unterwegs betreut, Gottesdienste gefeiert, die Taufe gespendet, Tote beerdigt usw. Pfarrer Brendli hat die Flucht durch Ungarn und Österreich genau beschrieben. (...)

Wir kamen in der ersten Dezemberwoche 1944 in Altmünster am Traunsee an (und nicht in Altomünster, das liegt in Bayern), in der Nähe von Gmunden. Nachdem die Leute sich in alle Richtungen zerstreuten, einige wieder zurück nach Rumänien kehrten (als wir es verließen war es noch Ungarn), andere nach Deutschland weiterzogen, zog auch Pfarrer Brendli nach Deutschland und kam nach Stuttgart zur Caritas. Weil Pfarrer Brendli die Kirchensachen nicht mehr benötigte, übergab er sie einem Flüchtlingspfarrer aus Schlesien, namens Erich Buchta, der mit einer Gruppe aus Schlesien nach Gschwend unterwegs war, das an der B 298 zwischen Schwäbisch Gmünd und Schwäbisch Hall liegt.

Im Jahre 1989 kam ich nach Deutschland und 1990 wurde ich Pfarrer in Spraitbach und Gschwend. Mitte der neunziger Jahre entdeckte ich das Protokoll der Übergabe der Kirchensachen im Büro von Gschwend. Unter den Kirchensachen ist auch ein Kelch, den wir neu vergolden ließen, mit dem ich Jahre hindurch bis zum meiner Pensionierung 2009 zelebrierte.

In Gschwend gab es keine katholische Kirche und vor dem Krieg auch keine Katholiken. 1972 holte dann Pfarrer Brendli die Mutter-Anna Statue zurück und brachte sie auf den Gottesberg in Bad Wurzach. Zum Anna-Fest versammeln sich die Scheindorfer jedes Jahr auf dem Gottesberg und feiern das Kirchweihfest mit einem feierlichen Gottesdienst, den ich zelebriere. Ob die Mutter-Anna-Statue aus dem Jahr 1712 stammt weiß ich nicht, weil meine Heimatgemeinde erst 1780 gegründet wurde, und zwar kamen nur wenige aus der Urheimat, aber vielmehr Leute ließen sich in Scheindorf/ Sai/ Szinfalu aus den stets bestehenden Gemeinden, wie Schinal/ Csanálos/ Urziceni, Maitingen/ Nagymaitény/ Moftinul Mare und selbst aus Großkarol/ Nagykároly/ Carei, Bildegg/ Bélték/ Beltiug nieder. Jemand aus der Urheimat muss die Mutter-Anna-Statue mitgebracht haben.

Dass Scheindorf eine deutsch-schwäbische Gemeinde blieb, ist Pfarrer Johann Ettinger zu verdanken, der 1914 nach Scheindorf kam, und nach dem ersten Weltkrieg die deutsche Sprache in der Schule wieder einführte. Er gab auch ein deutsches Gebet-



Kelch von Scheindorf, heute in der Kirche von Gschwend



Das Messgewand, das aus dem Krönungsmantel Maria Theresias 1741 angefertigt wurde

und Gesangbuch heraus, die erste Auflage erschien 1927 und die zweite 1937. Als Vorlagen dienten Gebet- und Gesangbücher aus dem Banat sowie das Temeswarer Orgelbuch. In unserem Gebet- und Gesangbuch weicht der Text wie auch die Melodie des Anna-Liedes das im Mitteilungsblatt abgedruckt wurde ein wenig ab. Vielleicht interessiert Sie auch unsere Variante, darum sende ich Ihnen den Text und die Melodie zu mit einem

Orgelsatz von einem Pfarrer namens Imre Kincs (Kind) aus Kaplau, der im Auftrag vom damaligen Pfarrer Dr. Mihály Tyukodi (Kind) den Orgelsatz schrieb. (...)

Damit die mehr als 200-jährige Geschichte der Scheindorfer nicht in Vergessenheit gerät, wagte ich alles zu sammeln was mir von Bedeutung schien und gab 2004 ein Buch heraus, um etwas für die Nachwelt zu retten.

Sathmar-schwäbische Heimat

Wilhelm Tom widmet seinem Heimatdorf Scheindorf ein Buch

aus dem Geleit des Buches

Was wird wohl Stefan Schmied, den aus Bildegg stammenden Lehrer veranlasst haben, über Scheindorf eine kleine Monografie zu schreiben, eine kurze Zusammenfassung der über 200 Jahre dauernden Geschichte Scheindorfs, erschienen 1970 in Leubas/Kempton im Selbstverlag? Vielleicht darum, weil Scheindorf die »schwäbischste Gemeinde« unter allen schwäbischen Gemeinden war? Ich bin mir fast sicher, dass Stefan Schmied sich aus dieser Überlegung heraus der Scheindorfer Geschichte annahm.

Nach langjähriger Forschung und Arbeit kann ich nun meine eigene Arbeit über Scheindorf vorlegen. Es war nicht leicht, die nötigen Quellen aufzuspüren und zu finden. Eine wichtige Quelle ist sogar unauffindbar geblieben, und zwar die »Historia Domus« - die Geschichte der Pfarrei. Die *Historia Domus* ist jene Geschichtsquelle, in der der jeweilige Pfarrer die wichtigsten Ereignisse seiner Amtszeit niederschrieb. Durch mein bescheidenes Werk möchte ich dem Leser einen Einblick in das Leben, die Bräuche und die Sitten der Scheindorfer Schwaben geben. Inwieweit mir das gelungen ist, soll der Leser selbst entscheiden.

Das Leben der Scheindorfer Schwaben war einfach und schlicht, geprägt von harter Arbeit, Verzicht und vielen Entbehrungen. Dem kargen und mageren Boden konnten sie nur geringe Erlöse abringen, und trotzdem blieben sie ihrer Heimat treu. Die Scheindorfer waren bodenständige Menschen, von Haus aus gute, gläubige Christen, die ihr Leben aus dem tiefen Gottvertrauen heraus gestalteten.

Ein Gedicht verfasst von Pfarrer Stefan Brendli über die Ereignisse des Jahres 1944 in Sathmar:

*Ich ging über Felder und Wiesen
Mit trüben Gedanken. Wie Riesen
Sie drückten auf Seel' und Gemüt:
Was uns aus dem Krieg wohl erblüht?*

*Es tobte gar wild in der Seele
Und würgte mich wie an der Kehle
Da trat ich ins Kirchlein hinein;
Wie gut, ich war seelenallein.*

*Weiß nicht, wie lang ich verweilte,
Dann freudig dahin wieder eilte.
Der Herr mir geoffenbart hat:
Durch Liebe der Friede nur naht!*

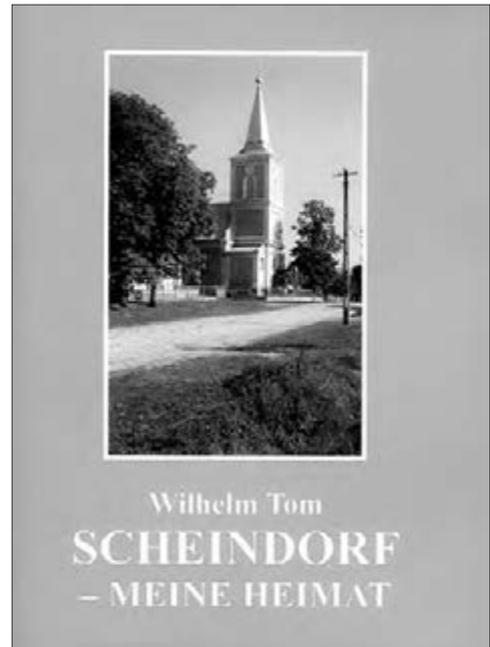
*Wie lange schon sind hier wir Schwaben
Mit Ungarn, Rumänen beisammen!*

*Die Juden, sie sind nicht mehr da;
Was ihnen wohl weiter geschah?*

*Hell glänzt der Schnee in der Sonne,
Das Herz erfüllt heilige Wonne.
Vom „Bika“ wie „Frieden“ es rauscht;
Die Seele beglückt danach lauscht...*

*Ich hör 's im rumänische Kirchlein:
Der Friede der Welt könnte wahr sein!
Sorgt nur, dass uns gar nichts mehr trennt
Und jeder den „Bruder“ erkennt!*

Wilhelm Tom: Scheindorf. Meine Heimat
380 Seiten, zahlreiche Bilder.
Bestellungen über Gerhardsforum@aol.com



Eine Kirche für die sozial Schwachen

Besuch bei der römisch-katholischen Kirche in der Republik Moldau

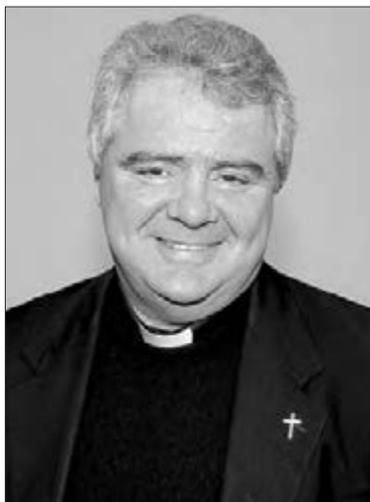
von Ernst Meinhardt, Berlin

Wer die tiefgreifenden sozialen, politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen im rumänischen Banat nach 1990 erlebt hat, kann die Folgen für die Menschen im gesamten osteuropäischen Bereich besser verstehen. Damals, und bereits Jahre davor, kamen aus dem östlichen Teil des Landes viele Familien ins Banat ließen sich in unseren Häusern nieder und versuchten sich durch diese Migration bessere Lebensbedingungen zu schaffen. Die Moldau, aus der diese neuen Banater Landsleute kamen, ist aber viel größer. Wie das Banat heute zwischen Rumänien, Serbien und Ungarn zerteilt ist, gibt es einen rumänischen und einen eigenständigen Teil der Moldau. Unser Landsmann Ernst Meinhardt, Berlin, hat die katholische Kirche in der Republik Moldau besucht und uns den folgenden Bericht zukommen lassen. (gf)

In der Republik Moldau gehen die Uhren anders. Nicht nur im wörtlichen Sinn, weil dort die Osteuropäische Zeit gilt, sondern auch im übertragenen. Als wir in der Hauptstadt Chisinau zur katholischen Kathedrale kommen, ist sie bereits geschlossen. Nur der Küster arbeitet noch im Hof. Als er uns sieht, kommt er auf uns zu. Wir erzählen ihm, dass wir aus Berlin sind und dass wir für ein kurzes Gebet in die Kirche gehen wollten. Nun sei sie aber geschlossen, deswegen würden wir am nächsten Tag wiederkommen. „Nicht nötig“, meint er in ganz ordentlichem Rumänisch. Man merkt aber, dass es nicht seine Muttersprache ist. „Ich schließe Ihnen die Tür auf. Sie können in die Kirche gehen, sich umsehen und beten, solange Sie wollen.“ Als wir wieder gehen möchten, kommt er auf uns zu, führt uns herum, erzählt uns, dass dieses Gotteshauses schon schlechtere Zeiten erlebt hat, und zeigt uns auch die kleine Kapelle, in der die griechisch-katholischen Ukrainer sonntags ihre Liturgie feiern.

Was wir an unserem ersten Abend mit dem Küster erleben, wiederholt sich an den darauffolgenden Tagen in gleicher Weise mit katholischen Priestern, ja sogar mit dem Bischof selbst. „Tut mir leid, ich habe keine Zeit.“ Oder „Sind Sie angemeldet? Nein? Dann machen Sie bitte einen Termin mit dem Pfarrbüro oder mit dem Sekretariat aus.“

Solche Reaktionen, bei uns in Deutschland »vollkommen normal«, gibt es nicht. Wenige Tage vor unserem Abflug aus Berlin schickte uns Bischof Anton Cosa sogar seine private Mobilnummer, damit wir, wenn wir in Chisinau sind, mit ihm kurzfristig einen Interviewtermin ausmachen können. Zu einer Zeit, die am besten in unsere Pläne passt.



Bischof Anton Cosa



Die römisch-katholische Kathedrale in Chisinau

Minderheitenkirche

Die römisch-katholische Kirche der Republik Moldau ist eine sehr kleine Kirche, sie ist eine Minderheitenkirche. Die Zahl der Gläubigen ist noch nicht einmal so groß wie im kleinsten deutschen Bistum Görlitz. Die rund 20.000 Katholiken leben allerdings über das ganze Land verstreut – auf einer Fläche, die dreimal so groß ist wie das Bistum Görlitz. Um die Seelsorge kümmern sich Bischof Anton Cosa und 30 Priester aus sieben Ländern. Zehn kommen – wie Bischof Cosa – aus Rumänien, zehn aus Polen, vier aus der Republik Moldau, die übrigen sechs aus Italien, von den Fidschi-Inseln, aus Österreich und aus Deutschland.

Die katholische Kirche hat erst seit anderthalb Jahrhunderten kirchliche Strukturen, wie wir sie im Westen kennen. Das Bistum Tiraspol, Vorläufer des heutigen Bistums Chisinau, wurde 1848 gegründet, vor allem um die Seelsorge der Wolgadeutschen und anderer deutschsprachiger Kolonisten in der Schwarzmeer-Region zu verbessern. Die ersten Bischöfe des Bistums Tiraspol haben allesamt deutsche Namen, z. B. Franz Xaver von Zottmann, Anton Zerr oder Eduard von der Ropp. Von Anfang an stand die Verwaltung des Russischen Zarenreichs der katholischen Kirche feindselig gegenüber. Zu Sowjetzeiten nahm diese feindselige Haltung noch zu. Die katholische Kirche wurde verboten. Gemeinden wurden aufgelöst. Ausländische Priester mussten das Land verlassen. Die Kirchen wurden in Lager- und Sporthallen umfunktioniert. Die Kathedrale von Chisinau war lange Zeit ein Studio für die Vertonung von Filmen. Stefan Socaciu, Pfarrer einer der drei katholischen Gemeinden von Chisinau, erinnert sich an eine Begegnung mit einem Schauspieler, der ihn fragte: *„Darf ich diese Kathedrale noch betreten? Zu Sowjetzeiten habe ich hier schlimme Dinge über die Kirche gesagt.“*

Gottesdienst in vielen Sprachen, Russisch am wichtigsten

Das Bistum Chisinau wurde vom Vatikan im Jahre 2001 eingerichtet. Seit 1993 hatte es den Status einer Apostolischen Administratur – mit dem heutigen Bischof Anton Cosa an der Spitze.

In den achtzehn katholischen Gemeinden, die es derzeit in der Republik Moldau gibt, wird der Gottesdienst in vier Sprachen gefeiert: Rumänisch, Russisch, Polnisch und Deutsch. Zwar ist Rumänisch Landessprache und Muttersprache von zwei Dritteln der Bevölkerung. In der katholischen Kirche ist aber Russisch die wichtigste Sprache. Es ist die Sprache, die – aufgrund der langen Sowjet-herrschaft – alle verstehen. Zweitwichtigste Sprache ist das Polnische. Viele Katholiken in der heuti-



Katholische Kirche St. Alois in Chisinau

gen Republik Moldau sind polnischer Abstammung. Gottesdienste ausschließlich in rumänischer Sprache gibt es nur in der Kathedrale und in den beiden anderen römisch-katholischen Gemeinden der Hauptstadt. Gottesdienste in deutscher Sprache werden nur in der Kathedrale gefeiert. Einge-führt wurden sie von Bischof Cosa. Damit alle Gläubigen die Predigt verstehen, wird sie sicherheitshalber ins Russische übersetzt. Besucht werden die deutschsprachigen Gottesdienste von Angehörigen der sehr kleinen deutschen Minderheit sowie von Ausländern deutscher und englischer Muttersprache. Offiziellen Angaben zufolge zählt die deutsche Minderheit 1200 Personen. Die meisten von ihnen sind aber weder katholisch noch evangelisch, sondern konfessionslos.

Offizielle Mitgliederzahlen nicht zu ernst nehmen

Bischof Cosa warnt davor, die Mitgliederzahlen, die die verschiedenen Konfessionen angeben, für bare Münze zu nehmen. *„In einer Region, in der die Kirche ständig Verfolgungen ausgesetzt war, ist die Bindung an eine bestimmte Konfession schwach ausgeprägt. Meiner Ansicht nach wissen viele Moldauer nicht, welches wirklich ihre Konfession ist. Offiziell sind zum Beispiel 93 Prozent der Bevölkerung orthodox. Aber stimmt diese Zahl? Erst wenn wir ein Gesetz hätten, das es den Gläubigen erlaubt, einen bestimmten Prozentsatz ihres Einkommens für ihre Kirche zu spenden – erst dann wüssten wir, wie viele Gläubige jede einzelne Konfession wirklich hat.“*

Zum moldauischen Staat hat die katholische Kirche seit Anfang der 1990-er Jahre ein gutes Verhältnis. Zu offiziellen Anlässen werden Bischof Cosa und andere Kirchenvertreter ebenso eingeladen wie die Bischöfe der beiden orthodoxen Kirchen, der Moskau- und der Bukarest-treuen. Mit dem Staat möchte Bischof Cosa auf allen Ebenen zusammenarbeiten, vor allem im sozialen Bereich. *„Leider kommen vom Staat aber nur wenige Initiativen“*, bedauert er.

Rückgabe von Kirchenbesitz kommt nicht voran

Lange Zeit hat die katholische Kirche keinerlei Forderungen an den Staat gestellt, weswegen sich Politiker immer sehr freundlich über sie äußerten. Das änderte sich vor zwei Jahren, als die kommunistische Regierung durch eine bürgerliche, pro-westliche Regierung abgelöst wurde. Die Kirchenführung nutzte den Wechsel, um die Rückgabe von Besitztümern zu fordern, die von den Sowjets enteignet worden waren, scheiterte aber. Deswegen hat sie jetzt beschlossen, europäische Instanzen

einzuschalten. Einen ähnlichen Weg ist vor einigen Jahren – in einem anderen Zusammenhang – die Bukarest-orientierte orthodoxe Kirche gegangen. Erst durch ein Urteil des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte in Straßburg erreichte sie ihre Anerkennung durch den moldauischen Staat.

Problem Transnistrien

Was allen, auch den Katholiken, das Leben schwer macht, ist der seit mehr als zwei Jahrzehnten schwelende Transnistrien-Konflikt. Ausgelöst wurde er durch die Rivalität zwischen rumänisch- und russischsprachigen Eliten. Um die Zusammenhänge besser zu verstehen, muss man etwas weiter ausholen.

Die Republik Moldau besteht aus zwei sehr unterschiedlichen Landesteilen: dem sehr viel größeren Gebiet Bessarabien, das zwischen dem Fluss Pruth im Westen und dem Fluss Dnjestr im Osten liegt, und der sehr viel kleineren östlich vom Dnjestr gelegenen Region Transnistrien. So wie das Elsass und Lothringen im Laufe ihrer Geschichte immer wieder zwischen Frankreich und Deutschland hin und her geschoben wurden, so wurde Bessarabien immer wieder zwischen Rumänien und Russland bzw. Rumänien und der Sowjetunion hin und hergeschoben. In Bessarabien stellen ethnische Rumänen, offiziell »Moldauer«, von jeher die Bevölkerungsmehrheit – trotz aller Bemühungen des Russischen Zarenreichs und später der Sowjetunion, dies zu ändern. Gegenwärtig ist das Verhältnis: zwei Drittel Rumänischsprachige, ein Drittel Russen, Ukrainer und andere Minderheiten, für die Russisch das wichtigste Kommunikationsmittel ist, die Rumänisch mehr oder weniger ablehnen. In dem stark industrialisierten Transnistrien, das niemals zu Rumänien gehörte, ist das Verhältnis umgekehrt: zwei Drittel der Bevölkerung sind russischsprachig, ein Drittel rumänischsprachig, wobei Rumänisch dort offiziell »Moldauisch« heißt.

Ende August 1989 machte das Parlament der damaligen Moldauischen Sozialistischen Sowjetrepublik (MSSR) Rumänisch zur Amtssprache. Im Juni 1990 erklärte es die MSSR für souverän. Diese Entwicklung beunruhigte die russischsprachigen Eliten. Sie befürchteten, dass sie im Falle eines Auseinanderbrechens der Sowjetunion ihre Vormachtstellung nicht nur im Staat, sondern auch in der Wirtschaft einbüßen würden. Und: Sollte es zu einer Wiedervereinigung der Republik Moldau mit Rumänien kommen, was zu Beginn der 1990-er Jahren durchaus im Bereich des Möglichen lag, würden sie in eine noch krassere Minderheitensituation geraten. Ihnen war klar: Angesichts der Mehrheitsverhältnisse war es unmöglich, ihre Vormachtstellung im ganzen Land zu

verteidigen. Wohl aber müsste das in Transnistrien klappen. So kam es, dass sie Anfang September 1990 dieses Gebiet für unabhängig erklärten, Tiraspol zur Hauptstadt machten und mit dem Aufbau staatlicher Strukturen begannen. Der Zwist zwischen Chisinau und Tiraspol schaukelte sich immer weiter hoch.

Eine Grenze geht mitten durch das Land

Schließlich kam es zu einem bewaffneten Konflikt, der von März bis Juli 1992 dauerte und in dem 1000 Menschen ihr Leben verloren. Durch Vermittlung Russlands wurde ein Waffenstillstand geschlossen, durch den aber auch der Status Quo zementiert wurde. Das bedeutet, dass beide Landesteile durch eine Grenze voneinander getrennt sind. Wer aus einem Teil in den anderen will, muss – wie einst im geteilten Deutschland – Grenzkontrollen passieren. Mit der moldauischen Landeswährung, dem Leu, kann man in Transnistrien nicht bezahlen. Die abtrünnige Region hat ihre eigene Währung, den Transnistrien-Rubel. Er ist nicht konvertibel und außerhalb Transnistriens wertlos, da er die Währung eines nicht anerkannten Staates ist.

Katholische Kirche: Nichts tun, was den Status Quo in Frage stellt

Bezüglich des Transnistrien-Problems teilt die katholische Kirche den Standpunkt der anderen Kirchen. Sie lehnt eine Teilung der Republik Moldau ab und hofft, dass die beiden Landesteile wieder zueinander finden. Sie unterstützt alles, was die Beziehungen zwischen Chisinau und Tiraspol verbessern hilft, mischt sich aber in nichts ein, was den gegenwärtigen Status Quo in Frage stellen könnte. *„Unsere Kirche kann gar nichts anderes tun, als den Gläubigen beizustehen“,* sagt Bischof Cosa. *„Wir wollen, dass sie ihren Glauben unter bestmöglichen Bedingungen leben können. Unsere Kirche möchte in Transnistrien Präsenz zeigen und durch ihre religiöse und soziale Tätigkeit zur Weiterentwicklung dieses Gebiets beitragen. Wir haben dort viele soziale Projekte laufen und hoffen, dass es noch mehr werden.“*

Wie einst im geteilten Berlin

Nicht ganz einfach ist es für den Bischof, den Kontakt zu den Gläubigen, zu den Priestern und zu den Gemeinden in Transnistrien zu halten. Die Situation ähnelt ein wenig derjenigen im früher geteilten Berlin. Ost- und West-Berlin waren ein Bistum. Die kirchenrechtliche Einheit wurde durch die Person des Bischofs garantiert. Er konn-

te aber nicht jederzeit vom Ost- in den Westteil der Stadt fahren. Die DDR-Behörden gestanden ihm pro Quartal 30 Besuchstage in West-Berlin zu. Eine solche Einschränkung gibt es für Bischof Anton Cosa nicht. Er kann die katholischen Gläubigen und Priester in Transnistrien besuchen, wann immer er es für nötig hält. Lästig ist allerdings, dass er – wie alle anderen auch – die Übergangsstellen benutzen muss und dass die Grenzkontrollen viel Zeit und Geduld kosten. Zu besonderen Anlässen kann er um die Unterstützung staatlicher Stellen bitten. Dann geht es flotter. So geschehen zum Beispiel bei einem Treffen von Kindern und Jugendlichen aus der ganzen Republik Moldau in Transnistrien. Da wurden frühzeitig Teilnehmerlisten nach Tiraspol geschickt, so dass die jungen Leute ohne große Formalitäten und Kontrollen einreisen durften. Von den achtzehn katholischen Gemeinden des Bistums Chisinau liegen fünf in Transnistrien. Sie werden von Priestern aus dieser Region betreut.

„Hier ist (nicht) Rumänien“ – Auseinandersetzung per Graffiti

In der Republik Moldau gibt es verschiedene politische Strömungen. Eine Strömung möchte an der Eigenstaatlichkeit festhalten. Sie möchte, dass das Land ein eigenständiger, unabhängiger Staat bleibt. Die Unionisten, eine andere Strömung, treten für die Wiedervereinigung mit Rumänien ein. Dann gibt es die Sowjetnostalgiker, die sich die Sowjetunion zurückwünschen – ähnlich den DDR-Nostalgikern in Deutschland, die die einstige DDR verklären. Wie sehr sich die verschiedenen Strömungen beharken, lässt sich an den Graffiti ablesen. Als wir in Chisinau ankamen, stand auf einem Zaun wenige Schritte von unserem Hotel entfernt: »Hier ist Rumä-

nien«. Am nächsten Tag hatte jemand ein »Nicht« eingefügt, also »Hier ist nicht Rumänien«. Am Tag darauf war das »Nicht« übersprüht. Ein paar Häuser weiter lief die Graffiti-Auseinandersetzung über die Sprache. Als wir ankamen, stand da: »Die rumänische Sprache – unser einziger Herr«. Am darauffolgenden Morgen war das Wort »rumänisch« übersprüht. Tags darauf war es – in anderer Farbe – wieder da.

„Sprecht eine menschliche Sprache“

Es gibt Russischsprachige, die sich der Landessprache hartnäckig verweigern. Sie sind Ausnahmen, aber es gibt sie. Am Hauptbahnhof von Chisinau trafen wir zum Beispiel Schalterbeamte, die Kollegen zu Hilfe rufen mussten, um uns in rumänischer Sprache Auskunft zu geben. In einem Reisebüro hatten wir mit einer jungen Dame zu tun, die Rumänisch weder verstand noch sprach. Ein Kollege musste dolmetschen. In einem Bus saß ich neben einem jungen Mann, er am Fenster, ich am Gang. Als er seine Tasche vom Boden hochhob, fragte ich ihn höflich in rumänischer Sprache, ob er aussteigen möchte. Er sah mich nur entgeistert an und antwortete russisch: „*Schto?*“ So unfreundlich, wie dieses »Schto« herüberkam, war es eher ein »Hä« als ein »Was«. Ein katholischer Priester erzählte uns, rumänischsprachige Gläubige hätten sich bei ihm über Russen beklagt, die sie aufgefordert hätten: „*Sprecht eine menschliche Sprache*“.

Kirche hält sich aus Grabenkämpfen heraus

An solchen Grabenkämpfen beteiligt sich die katholische Kirche nicht. „*Seit wir hier sind*“, sagt Bischof Cosa, „*versuchen wir, uns weder direkt*



Diakon Edgar Vulpe



Graffiti: Hier ist Rumänien



Graffiti: Bessarabien ist Rumänien



Pfarrer Stefan Socaciu aus Chisinau

noch indirekt auf irgendeine Seite zu schlagen. Die Kirche muss das Haus all ihrer Söhne und Töchter sein, ganz gleich, welcher politischen Strömung sie angehören. Für uns Katholiken in der Republik Moldau kommt noch erschwerend hinzu, dass wir eine sehr heterogene Gruppe sind, der verschiedene nationale Minderheiten angehören. Deswegen können wir niemandem vorschreiben, sich einer bestimmten politischen Strömung anzuschließen. Davon abgesehen glaube ich, dass die Leute das auch gar nicht akzeptieren würden.“

Kirchensteuern, wie wir sie in Deutschland kennen, gibt es in der Republik Moldau nicht. Auch vom Staat bekommt die katholische Kirche keinen Cent. Sie lebt ausschließlich von den Spenden ihrer Gläubigen. Das reicht, um die Kirchengebäude instand zu halten. Auf dem riesigen Markt im Zentrum von Chisinau haben wir an vielen Ecken orthodoxe Priester, Mönche und Nonnen gesehen, die für ihre Kirchen und Klöster betteln. Sie notieren sich den Namen eines jeden Spenders und versprechen, für ihn und seine Familie zu beten. Solche demütigenden und entwürdigenden Praktiken lehnt die katholische Kirche ab.

Eine Kirche für die sozial Schwachen

Bischof Anton Cosa und der Leiter der Wirtschaftsabteilung des Bistums, Diakon Edgar Vulpe, haben im europäischen Ausland viele Partner gefunden, die die moldauische katholische Kirche finanziell unterstützen. Diese Partner sitzen in Deutschland, in Österreich und in der Schweiz, in Belgien und in Luxemburg, in Frankreich und in Italien.

Bis zu ihrer Unabhängigkeit war die Republik Moldau eine der reichsten Sowjetrepubliken. Mit einem durchschnittlichen Monatseinkommen von weniger als 200 Euro ist sie heute eines der ärmsten Länder Europas. „Eine Kirche, die nicht bei der konkreten Not der Menschen ansetzt, hat hier keine Chance.“ Was der deutsche Missionar Klaus Kniffki sagt, drückt in knappen, aber präzisen Worten aus, wie die katholische Kirche in der Republik Moldau denkt. Sie will in erster Linie den sozial Schwachen helfen. Pater Klaus, wie die Einheimischen den Steyler-Missionar aus Biberach (Baden-Württemberg) liebevoll



Pater Klaus Kniffki SVD, in der katholischen Kirche Stauceni

nennen, ist seit 1996 in der Republik Moldau tätig. Sonntags feiert er in der Kathedrale von Chisinau die Messe in deutscher Sprache. Der Schwerpunkt seiner Arbeit liegt aber in Stauceni, einem kleinen Ort wenige Kilometer nördlich der Hauptstadt.

Pater Klaus' Sozialstation in Stauceni

Die Sozialstation, die er mit finanzieller Hilfe aus Deutschland aufgebaut hat, kann sich sehen lassen. In der Krankenstation arbeiten zwei Krankenschwestern, die auch häusliche Krankenpflege leisten. Sie haben Patienten, zu denen sie bis zu fünf Mal in der Woche fahren. Behinderte und Obdachlose bekommen in der Sozialstation täglich eine warme Mahlzeit. Im Kindergarten werden 50 Kinder betreut. Nur zwei von ihnen sind katholisch.

„Nach der Konfession wird hier nicht gefragt, weder im Kindergarten noch sonst wo. Täten wir es, könnten wir gleich schließen“, sagt Pater Klaus. Wie die Sozialstation, so hat er auch die Kirche auf der gegenüberliegenden Straßenseite mit Hilfe aus Deutschland eingerichtet. Das Dach hat zum Beispiel ein Unternehmer aus Sachsen gebaut. Der Altar, der Tabernakel, das Kreuz und der Ambo stammen aus der ehemaligen Krankenhauskapelle von Kaldenkirchen, einer Stadt nahe der deutsch-niederländischen Grenze. Die Kirchenbänke kommen ebenfalls aus Nordrhein-Westfalen, aus einer Gladbecker Kirche, die schon lange



Römisch-katholische Kirche in Stauceni

nicht mehr als Kirche genutzt wird. Auf dem Weg durch die verschiedenen Räume der Sozialstation treffen wir Wolfgang Müller. Der Elektromeister aus Detmold ist gerade dabei, Stromleitungen zu überprüfen. In die Republik Moldau ist er durch den Bonner Senior Expert Service gekommen. Diese gemeinnützige Organisation entsendet Fachleute im Ruhestand in alle Welt. An ihrem Einsatzort stellen sie ihr Fachwissen ehrenamtlich zur Verfügung. Wolfgang Müller erzählt uns, dass er sehr gern in Pater Klaus' Gemeinde arbeitet, dass ihn aber unsinnige staatliche Vorgaben nerven. So musste er zum Beispiel neueste westliche Technik gegen veraltete sowjetische austauschen. Sowohl die Kirche als auch die Sozialstation von Stauceni wurden in Häusern eingerichtet, die Bischof Anton Cosa von Russlanddeutschen gekauft hat. In Stauceni lebten einst viele Russlanddeutsche. Jetzt sind es nur noch zwei oder drei Familien.

Eine beispiellose Sozialeinrichtung in Chisinau

Was für Stauceni die Sozialstation von Pater Klaus Kniffki ist, das ist für die Hauptstadt Chisinau die »Casa Providentei«. Das »Haus der Vorsehung«, wie die von der katholischen Kirchen getragene Stiftung in deutscher Übersetzung heißt, ist eine moderne Sozialeinrichtung, die westlichen Standard bietet und nach westlichen Kriterien geführt wird. Auf einem zwei Hektar großen Grundstück beherbergt sie eine Kirche, einen Kindergarten, ein Tageszentrum für Kinder und Jugendliche, ein Tageszentrum für Senioren, zwei Speisesäle, eine Sozialapotheke, Wohnungen für die Mitarbeiter, einen Spiel- und einen Sportplatz, Tagungsräume sowie ein Hotel. Seiner Bestimmung übergeben wurde der Gebäudekomplex im Sommer 2002. Als Bischof Anton Cosa das Grundstück am westlichen Stadtrand von Chisinau Mitte der 1990-er Jahre kaufte, war es ein von Unkraut und Gestrüpp überwuchertes Brachland. Im Kindergarten werden 56 Kinder betreut. Katholiken sind in der Minderheit, nach der Konfession wird nicht gefragt. Gesprochen wird ausschließlich Ru-



**Römisch-katholische Kirche in Stauceni
(Innenansicht)**

mänisch. Auch bei Kindern, die aus anderssprachigen Familien kommen, wird keine Ausnahme gemacht. „Die Eltern wünschen das auch gar nicht anders“, sagt der Leiter der Stiftung, Diakon Edgar Vulpe, „weil sie möchten, dass ihre Kinder in der Landessprache so fit sind wie in ihrer Muttersprache.“ Jeden Morgen müssen die Kleinen bei der Kindergartenärztin vorbeischaun. Ist ein Kind krank, wird es sofort zur weiteren Behandlung geschickt. Im Tageszentrum werden Kinder und Jugendliche nach der Schule betreut. Hier machen sie ihre Hausaufgaben, dann können sie spielen. Auch hier ist Rumänisch Umgangssprache. Anders ist es im Tageszentrum für Senioren. Dort treffen sich überwiegend Russischsprachige – zum Gespräch, zum Stricken, Häkeln, Nähen und Basteln, zu Gesellschaftsspielen, zum Fernsehen. Sehr wichtig ist die Speisung von Sozialschwachen. Pro Jahr werden bis zu 2000 Mittagessen ausgegeben. Damit nicht immer dieselben in den Genuss einer kostenlosen Mahlzeit kommen, hat sich Diakon Edgar Vulpe ein Rotationssystem ausgedacht. Man kann einen Monat lang jeden Tag zum Essen kommen, doch dann sind andere an der Reihe. Die Sozialapotheke gibt kostenlos Medikamente aus. Alte und Behinderte werden regelmäßig zu Hause von Pflegekräften betreut.

Eine junge deutsche Protestantin hilft bei den Katholiken in Chisinau

Neben ausgebildeten Fachkräften arbeiten in der Stiftung auch Freiwillige. Eine von ihnen ist die Deutsche Katrin Holst. Nach ihrem Abitur wollte die junge Marburgerin nicht sofort studieren, sondern erst mal etwas „mit meinen Händen und meinem Herzen machen“. Die katholische Organisation »Initiative Christen für Europa« hat ihr ein Freiwilliges Soziales Jahr in die Republik Moldau vermittelt. Auch wenn sie aus einer evan-



**Pater Klaus Kniffkis Sozialstation in Stauceni
(nahe der Hauptstadt Chisinau), finanziert aus
Mitteln der Bundesregierung und der Caritas**

gelischen Freikirche kommt, hat sie kein Problem damit, in Chisinau in einer katholischen Einrichtung zu arbeiten. „So erlebe ich zum ersten Mal richtig, wie Katholiken sind. Und ich muss sagen, es sind doch alles Christen. Sie loben Gott genauso wie wir Evangelische.“ In Chisinau geht Katrin sonntags regelmäßig in die Kathedrale in die Messe in deutscher Sprache. Aber so richtig wohl fühlt sie sich da nicht, „wenn sich alle bekreuzigen oder wenn ich nicht am Abendmahl teilnehmen darf. Trotzdem sehe ich meine Tätigkeit hier als eine Chance, meinen Horizont zu erweitern.“ In der Stiftung arbeitet sie morgens in der Küche, mittags im Speisesaal, nachmittags mit den Kindern und Jugendlichen. Besonders schwer war für sie die Anfangszeit, da sie weder Rumänisch noch Russisch sprach. Nach einem halben Jahr klappt die Verständigung ganz gut. „Natürlich gibt es auch Tiefphasen. Aber es ist wichtig, dass ich solche Phasen erlebe und lerne, mit ihnen umzugehen. Generell kann ich sagen, dass die Menschen in meinem Projekt sehr offen, sehr interessiert und sehr gastfreundlich sind. Ich fühle mich hier gut



Katrin Holst, Freiwillige aus Marburg bei der katholischen Kirche in Chisinau

aufgenommen.“

Das Projekt »Haus der Vorsehung« ist einmalig. In der ganzen Republik Moldau gibt es nichts Vergleichbares, weder von Seiten des Staates, noch von Seiten der orthodoxen Staatskirche. Finanziert wird das Projekt aus verschiedenen Quellen. Grob gesagt kommen dreißig Prozent der Einnahmen von ausländischen katholischen Organisationen wie zum Beispiel Renovabis, Kolpingwerk, Caritas, dreißig Prozent von nicht-katholischen europäischen Institutionen, zum Beispiel von einem Rotary Club in Italien, noch einmal dreißig Prozent von Wirtschaftsunternehmen und -verbänden, wie zum Beispiel der Industrie- und Handelskammer Frankreich – Republik Moldau. Einnahmen bringen auch die Vermietung von Tagungsräumen und der Hotelbetrieb. Während unseres Chisinau-Aufenthalts haben wir im Hotel der Stiftung »Haus der Vorsehung« gewohnt. Wir waren damit sehr zufrieden. Der Preis ist moderat, die Ausstattung entspricht westlichen Ansprüchen.

„Unsere Kirche wird in diesem Land gebraucht“

Geht man nach den Mitgliederzahlen, ist die katholische Kirche in der Republik Moldau eine sehr kleine Kirche, der noch nicht einmal ein Prozent der Bevölkerung angehört. Sie ist nicht die Kirche der Mehrheitsbevölkerung, sondern die Kirche von Minderheiten. Was sie aber im sozialen Bereich leistet, wie sie das friedliche Miteinander in dem multiethnischen Land fördert, ist vorbildlich – für den Staat ebenso wie für die anderen Konfessionen. Insofern kann man Bischof Anton Cosa zustimmen, wenn er sagt: „Unsere Kirche ist etwas, was in diesem Land gebraucht wird. Dieses Bewusstsein gibt es jetzt unter all unseren Priestern und Diakonen.“

Buchvorstellung als Hommage

Die Ökumene als Buch und Lebenshaltung im Banat

von Werner Kremm (Banater Zeitung, Temeswar)

Der Mann hat dreißig Jahre lang in Baia Mare in einem Maschinenbauwerk gearbeitet. 25 Jahre davon war er Priester seiner verbotenen Kirche. Im Untergrund. Schon bald nach der Wende ernannte ihn Papst Johannes Paul II. zum Bischof der griechisch-katholischen Eparchie Lugosch. Das war 1994. Bald darauf berief ihn der Papst als Mitglied in hohe kirchliche Institutionen, die sich mit der Frage der Ökumene im Sinne der Beschlüsse des II. Vatikanischen Konzils und des Dekrets Unitatis Redintegratio sowie der darauf folgenden bzw. aufbauenden Magisterialdoku-

mente (Ökumenisches Direktorium, Charta Oecumenica u.a.) beschäftigen und mit Leben zu erfüllen sind.

Bischof Alexandru Mesian ist nicht nur ein Kleriker, der Ökumene lebt, er ist ein Hirte seiner Kirche, der die Annäherung der Kirchen vorlebt. Nicht anders kann seine beispielhafte Beziehung mit dem rumänisch-orthodoxen Metropoliten und Erzbischof von Temeswar, Dr. Nicolae Corneanu, gedeutet werden, die er nicht nur in der Gestaltung seines jüngsten Buches, Ecumenismul. Drumul spre unitatea crestina (ISBN 978-606-8326-

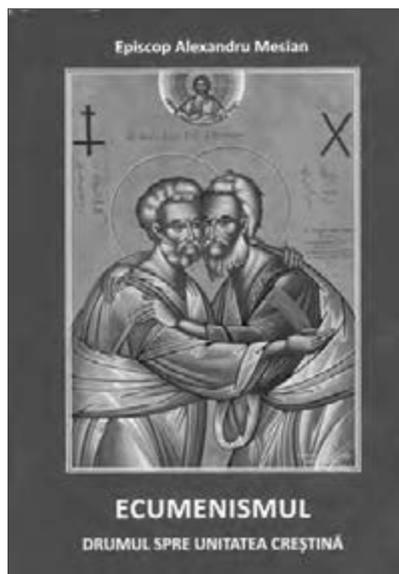
19-1, Editura Surorilor Lauretane, Baia Mare, 2012) unterstreicht (siehe Buchumschlag) sondern auch durch Erstveröffentlichungen aus seiner umfangreichen Korrespondenz mit seinem Bruder im Geiste, Erzbischof und Metropolit Dr. Corneanu. Der ist der einzige hohe orthodoxe Kleriker Rumäniens, der nach Verabschiedung des Rückerstattungsgesetzes an die griechisch-katholische Kirche Anfang 1990 seiner Priesterschaft unmissverständlich ans Herz legte, das von den Kommunisten (nach dem Verbot der mit Rom Unierten Kirche) ab 1948 beschlagnahmte und teils verstaatlichte, teils an die orthodoxe Kirche „geschenkte“ Eigentum der Unierten Kirche herauszurücken. Ihm ist es zu verdanken, dass das Banat in der Ökumene einen Riesenschritt vorwärts machen konnte, weil es zwischen den beiden Kirchen der Rumänen in Westrumänien kaum noch strittige Fragen in Sachen Rückerstattung von Kircheneigentum gibt.

Auch die Geste des Temeswarer Erzbischofs und Metropoliten des Banats, anlässlich der Einweihung einer unierten Kirche in Temeswar, sich an der Speisung zu beteiligen und die Hostie aufzunehmen – was Dr. Corneanu beinahe Kopf und Kragen vor der Synode der orthodoxen Kirche gekostet hätte – wird nicht nur von der griechisch-katholischen Kirche als „Vorwegnahme der Ökumene“ gedeutet, als „Wunder der Eucharistie“ (Bischof Mesian).

So war die Vorstellung des neusten Buches von Bischof Mesian in Reschitza in hohem Maße auch eine Hommage an den abwesenden und in seiner Kirche oft angefeindeten Bruder in Christi, genauso wie es eine Versammlung von Christen war, die fest an die Wiederannäherung der christlichen Glaubensgemeinschaften glauben und deren je schnellere Verwirklichung erhoffen.

Unter diesen Christen befanden sich – und Bischof Mesian

an freute sich aufrichtig darüber – zahlreiche Kleriker anderer Konfessionen, etwa der in der Umsetzung der Ökumene sehr aktive neue Protopope von Reschitza, Petru Berbentea, der Initiator der Gebetsoktave für die Einheit der Christen in Reschitza, der römisch-katholische Erzdechant József Csaba Pál, der emeritierte calvinistische Pastor Makay Botond, aber auch die unierten Priester Marian Stefanescu (Protopope von Reschitza), Raimondo-Mario Rupp (Lugosch), Generalvikar Mons. Angelo-Narcis Pop oder Aurel Bendariu (Reschitza) sowie Hochschullehrer, Ärzte und Ingenieure, denen die Ökumene am Herzen liegt.



Bei der Gestaltung des Buchumschlags (Raimondo-Mario Rupp) ist ein hoher Symbolwert suggeriert worden: auf dem vorderen Buchdeckel ist eine Ikone der Heiligen Petrus und Paulus widergegeben, auf der hinteren Buchseite der unierte Bischof Mesian und der orthodoxe Metropolit Corneanu (r). (Repro: Zoltan Pázmány und Nicoleta Dobos)



Wichtige Vertreter der griechisch-katholischen Kirche im Banat sind neben dem römisch-katholischen Erzdechant des Banater Berglands, Domherr József Csaba Pál zur Buchvorstellung in die „Diaconovici-Tietz“-Bibliothek gekommen (v.l.n.r.): Protopope Marian Stefanescu, Generalvikar. Mons. Pop, Bischof Mesian, der Autor des Buches, Erzdechant Pál und Pfarrer Raimondo Rupp. (Foto: wk)

Jubiläum in Mariagyüd

Der Wallfahrtsort Mariagyüd bei Fünfkirchen/ Pécs, Südungarn, feiert in diesem Jahr sein 300-jähriges Jubiläum. Deshalb findet am 8. September 2013 hier eine deutschsprachige Jubiläumsfallsfahrt statt. Dazu ladet Pfarrer Zsolt Rosner herzlich ein.

Der Hauptzelebrant und Prediger wird Pfarrer Paul Kollar, Geistlicher Beirat des Gerhardsforums, sein. Das Gerhardsforum wird am Vorabend, also am 7. September 2013, in der Wallfahrtskirche ein Konzert veranstalten mit dem Thema: 300 Jahre Kirchenmusik der Donauschwaben. Dabei kommen auch Werke ungarndeutscher Komponisten, wie z.B. Conrad Paul Wusching, Peter Schmidt, Johann Georg Lickl, Josef Schober, zur Aufführung und Pfarrer Robert Dürbach wird aus dem »Großen Schwabenzug« von Adam Müller-Guttenbrunn vorlesen. Dabei werden auch Mitglieder des Kirchenchores und Banater Chores St. Pius, München, wie auch Solisten mitwirken. (gf)



Temeswar. Kirchen und Tempel

Über 120 Temeswarer Gotteshäuser und Gebetshäuser in einem Band

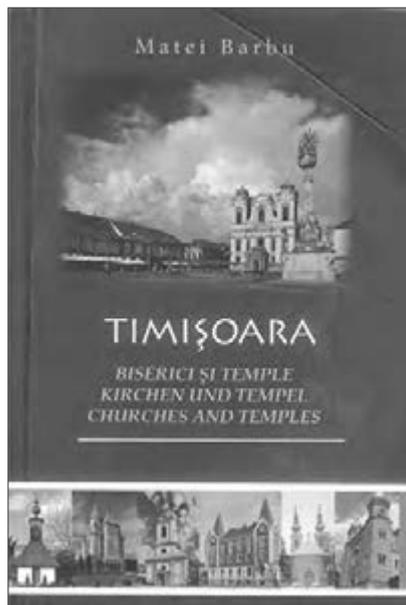
Der Autor Matei Barbu machte es sich nicht leicht, alle Kirchen und Gebetshäuser sämtlicher Religionen und Konfessionen Temeswars vorzustellen. Selbst die meisten Temeswarer wissen nicht, dass es z.B. in ihrer Stadt über 40 Kirchen und Gebetshäuser der Neuprotestanten und nichtkonfessionelle Kirchen gibt neben einer Moschee, einer arabischen Schule, drei Synagogen und einem rumänisch-arabischen Kulturzentrum. Das erste Kapitel widmet der Autor christlichen Kirchen aus alter Zeit, die es heute nicht mehr gibt. Es folgen nacheinander die rumänisch-orthodoxen Kirchen, jene der serbisch-orthodoxen, römisch-katholischen, griechisch-katholischen, der reformierten Christen, danach werden die drei Synagogen Temeswars beschrieben, gefolgt von den zahlreichen neuprotestantischen Kirchen, jene der Evangelischen Christen, dann nichtkonfessionelle Kirchen und zum Schluss wird die Gemeinde der Muslime vorgestellt.

Sämtliche Kirchen werden in drei Sprachen vorgestellt: rumänisch, deutsch und englisch. Jedes Kapitel beginnt mit einem Gruß-

wort der Bischofs oder Vorstehers der jeweiligen Gemeinde, darunter auch eines vom Metropoliten der rumänisch-Orthodoxen Kirche Dr. Nicolae Corneanu und dem Bischof der römisch-katholischen Kirche Dr. h. c. Martin Roos.

Der Autor (geb. 1976) ist seit 2008 als Bibliothekar an der Kreisbibliothek Temesch tätig. Mitgewirkt haben u.a. Claudiu Calin, Zaharia Peres, Ioan Mehedinti, Mihai Botescu, Stevan Bugarski und Alexandru Cutaru. Am Ende des über 500 Seiten umfassenden Bandes befindet sich ein Bildteil. Auf der Titelseite sieht man den Temeswarer Domplatz mit der Domkirche und der Pestsäule.

Die gut dokumentierten Einführungen in die Geschichte der jeweiligen Konfession sind nicht nur reich an Informationen sondern auch objektiv erstellt, was ja von einem multikonfessionellen Buch erwartet wird. Die Publikation wurde durch den Kreisrat Temesch gefördert.



Matei Barbu:
Timisoara. Biserici si Temple,
Artpress, Timisoara 2012,
ISBN 978-973-108-476-3

Gedanken über das Jenseits

von Prof. Josef Appeltauer

Man hat von der Tatsache auszugehen, dass Jesus über das Jenseits keine grundsätzlichen Einzelheiten verkündet hat. Will man darüber trotzdem nachdenken, müssen einschlägige Glaubenswahrheiten herangezogen werden. Das soll hier mit gebotener Vorsicht versucht werden. Nicht Neugierde ist die Triebkraft dazu, sondern die Möglichkeit unseren Glauben noch mehr zu vertiefen.

Im Alten Testament teilt man den Menschen nicht in Leib und Seele, als letztlich unabhängige Einheit, sondern versteht den ganzen Menschen als Geschöpf Gottes. Das ewige Leben wird nicht von allen Schickten des erwählten Volkes bejaht, doch wenn ja, dann mit Leib und Seele. Dies ist auch die Auffassung Jesu.

Diese Sicht scheint doch einige Fragen zu stellen. Wir glauben ja, dass die Wirklichkeit Gottes, der Himmel, von Geistern bevölkert ist. Gott ist Geist und geistig sind auch die himmlischen Heerscharen. Allerdings seit der Himmelfahrt Jesu Christi gibt es auch Leibliches im Himmel, eben Jesu Auferstehungsleib. Und wir glauben, dass Maria, die Gottesmutter, mit entsprechend verwandeltem Leib in den Himmel aufgenommen ist.

Geister sind an keinen Raum gebunden und da sie unwandelbar sind, kennen sie keine Zeit. Deshalb kann einerseits der Himmel, als die Wirklichkeit Gottes, nicht geortet werden. Schon lange Zeit vor diesen Gedanken schrieb ich:

*„Du bist nicht in der Höhe,
Dich gibt es nicht im All.
Du bist das Urgewisse,
Hier, nirgends, überall.“*

Und die Zeitlosigkeit im Himmel lässt uns die Ewigkeit, das Donnerwort, als einen Zustand unserem Verständnis näher bringen.

Diese Auffassung wirft einiges Licht auf den Auferstehungsleib Christi, auf den verwandelten Leib Marias und auch auf unseren jenseitigen Leib. Der kann auch nicht an Raum gebunden sein und lebt in ewiger Zeitlosigkeit. Im Falle Jesu Christi gibt es in dieser Hinsicht zwei wichtige biblische Argumente. Die Erscheinungen des auferstandenen Herrn vor seinen Jüngern waren nicht mehr räumlich beschränkt. Er konnte plötzlich in geschlossenen Räumen erscheinen, aber



auch entschwinden, wie z. B. in Emmaus (Lk 24, 31). Sein Auferstehungsleib trug die Zeichen der Passion, was wohl als zeitliche Unwandelbarkeit, Zeitlosigkeit gedeutet werden könnte. Den zweiten Hinweis bildet der eucharistische Schatz der pilgernden Kirche als mystischer Leib Christi. Dieser kann in unserer Sinneswelt auch unter Zeichen erscheinen, in der Eucharistie unter Brot und Wein. Und da er nicht an Raum gebunden ist, gleichzeitig in allen Kirchen

der Erde. Doch auch die geschichtlichen Erscheinungen Marias beweisen, dass ihr jenseitiger Leib in der Sinneswelt verschiedentlich wahrgenommen werden kann.

Gott als reiner Geist kann nicht mit Sinnen erfasst, aber gesehen werden. Das verheißene Sehen von Angesicht zu Angesicht ist nur über Jesus Christus möglich. Schon zu Philippus sagt Jesus noch vor seiner Passion: „*Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen*“ (Joh. 14, 9). Allerdings ist die »visione beatifica«, das selige Schauen im Jenseits, ein Umhülltwerden vom strahlenden Glanz der göttlichen Liebe, ein Heranführen an die irdische unfassbare Liebe der Dreifaltigkeit.



Einer der vielen Engel am Hauptaltar der Werschetzer Gerhardskirche (Südtirol)

Das Banat: Was war, was ist, was bleibt?

Beeindruckender Kulturnachmittag der Banater Schwaben in Nürnberg

von Gerhard Kappler

Wenn Josef Lutz zu einem Kulturnachmittag einlädt, dann ist ein volles Haus gewährleistet. So auch am Samstag nachmittag des 23. März 2013, als er die über 170 Besucher, auf seine ganz persönlich überschwängliche Art, bereits an der Eingangstür begrüßte. Im Namen der Banater HOG Sanktanna und Tschanad, in Zusammenarbeit mit dem GERHARDSFORUM Banater Schwaben e.V. wurde der Pfarrgemeindesaal von St. Wolfgang in Nürnberg, bis auf den letzten Platz, an den gedeckten Tischen gefüllt. Es ist immer wieder ein willkommenes Treffen der Banater Landsleute aus Nürnberg und Umgebung, denn das Zusammenkommen und schwowisch miteinander Sprechen, in Erinnerungen schwelgen und Neuigkeiten austauschen, sind charakteristische Bedürfnisse der Banater Schwaben. In den Dörfern des Banats pflegte man dafür das »Maje gehe« oder man traf sich zu einem Plausch »Oweds uf dr Gassebank«.

Merklich beeindruckt von dieser Zusammenkunft und den zahlreichen Besuchern zeigte sich die stellvertretende Pfarrgemeinderatsvorsitzende Silvia Siebert, die alle Gäste herzlich willkommen hieß und ein gutes Gelingen wünschte. An den folgenden Vorträgen zeigte sie reges Interesse.

Anni Fay, Vorstandsmitglied des GERHARDSFORUMS Banater Schwaben e.V., referierte über die Arbeit des Vereins und erläuterte dessen Ziele und Aufgaben. Dieser recht junge Verein, der sich unter Anderem der Pflege religiöser Kultur und Geschichte aus dem Banat widmet, war vielen im Saal noch unbekannt. Das in diesem Zusammenhang vorgestellte Mitteilungsblatt des GERHARDSFORUMS lag in seiner



Anni Fay berichtet über die Tätigkeiten des Gerhardsforums Banater Schwaben e.V.

siebten Ausgabe zur Verteilung bereit. Viele der Gäste bedienten sich in der später folgenden Pause daran und waren von den Inhalten und der Aufmachung des Heftes begeistert.

Dr. Franz Metz war der nächste Referent dieses Kulturnachmittages, mit einem äußerst interessanten Vortrag über »Die Kirchenmusik und die Kirchenlieder der Banater Schwaben«. Durch seine rege Forschungsarbeit in vielen Archiven und Bibliotheken Europas, verbunden mit zahlreichen Veröffentlichungen und Fachvorträgen, verstand er es das Publikum zu begeistern, für die hohen kulturellen Werte und deren Erschaffer, die im Banat wirkten. Aber Dr. Franz Metz ist nicht nur ein vielbeachteter Musikwissenschaftler, sondern auch Organist und Chorleiter des Kirchenchores und des Banater Chores von St. Pius in München. So war es naheliegend, das bis



Dr. Franz Metz bei seinem Vortrag vor einem interessierten Publikum in Nürnberg



Josef Lutz mit Referenten und Helfern des Kulturnachmittags

dahin den theoretischen Ausführungen folgende Publikum, nun zum gemeinsamen Singen aufzufordern. Ein Faltblatt mit Kirchenliedern, passend zur Fasten- und Osterzeit wurde an alle verteilt. Diese fast nur im Banat bekannten Lieder wurden mit Begeisterung gesungen, während sie vom Referenten am Klavier begleitet wurden. Sie gehören zum kulturellen Erbe der Banater Schwaben und werden, wenn von uns nicht mehr gesungen, wahrscheinlich in Vergessenheit geraten. Darum wurde von Dr. Franz Metz bereits im Jahre 2008 »Das Kirchenlied der Donauschwaben« veröffentlicht. Dieses umfangreiche Liederbuch aus dem Münchner Verlag Edition Musik Südost ist als Ergänzung vorgesehen, zu dem in allen katholischen Kirchen ausliegenden »Gottlob«. Das hier vorgestellte Kirchenliederbuch der Donauschwaben stieß auf reges Interesse und zahlreiche Käufer. So kann man damit rechnen, dass diese außergewöhnlichen Lieder noch lange zu hören sind.

In einer kolossalen Bildpräsentation stellte Pauline Huschitt die beeindruckenden Landschaften und Orte des Banats zur Schau. Die teils heiteren, teils melancholischen Musikstücke zur Untermalung der gezeigten Bilder kamen so gut beim Publikum an, dass viele von ihnen spontan und leise mitsangen. Die etwa 900 Bilder quer durch das Banat, mit Ortsnamen und teilweise kurzen Erklärungen beschriftet, begannen die

Reise im Süden, inmitten der Donau. Die Insel Ada-Kaleh könnte stellvertretend für so manches stehen, dass einst im Banat war und was davon übrig blieb. Diese Insel nahe Orschowa musste den modernen Zeiten und den Errungenschaften des Sozialismus weichen. Als türkische Exklave, weit entfernt vom Mutterland, wurde sie ausgeradiert und ihre Bewohner umgesiedelt. Die Siedlung und all ihre kulturellen Errungenschaften liegen nun in den Fluten des Stausees am »Eisernen Tor«. Solch ein radikales Schicksal blieb den Banater Schwaben glücklicherweise erspart. Doch

die jüngere Geschichte zeigt, dass die deutschen Spuren im Banat, über kurz oder lang, ein wohl ähnliches Schicksal erleiden wird. Die Menschen sind größtenteils weg und ihre zurückgelassenen Bauwerke sind dem Verfall preisgegeben. Mit den Menschen verschwinden nicht nur ihre Sprache und die »schwowische« Mundart. Auch ihre kulturellen Leistungen, die das Banat mitgeprägt haben, werden im Laufe der Jahrzehnte in Vergessenheit geraten.

Was bleibt?

Diese Frage stellte Josef Lutz zum Abschluss dieses sehr gelungenen Kulturnachmittags in den Raum. Wird die Zeit über die Spuren der Deutschen im Banat hinweg ziehen, wie die Fluten der Donau über Ada-Kaleh? Wenige Zeugnisse werden im Banat erhalten bleiben: Ortsnamen und Flurbezeichnungen, Gedenkstätten, Friedhöfe mit in Beton gegossenen Gräbern, einige Kirchen. In Archiven werden Zeugnisse dieser Existenz schlummern und auf ihre Aufarbeitung durch Historiker und Ethnologen warten. Erinnerungen an ein fleißiges und ordnungsliebendes Schwabenvolk werden in Geschichten und Legenden an folgende Generationen weitergegeben. Noch zwei, drei Generationen und dann, war`s das?

Ein besonderes Konzert in Lisberg

von Pfarrer Franz Stemper, Lisberg

Die jährlichen Adventskonzerte am zweiten Adventssonntag in Lisberg sind bereits Tradition. Gastiert haben schon viele. Ich möchte hier nur einige nennen: Der Heinrichschor aus Bamberg unter Leitung von Franz-Josef

Bickel, die Bläser des Ottonianums unter der Leitung von Anton Maser, Dr. Franz Metz, Organist und Dirigent war schon einige male in Lisberg, der Geiger Dragos Cocora aus Würzburg. Auch der Chor der Banater Landmannschaft aus Forch-

heim unter Leitung von Gottfried Franz Huhn war auch da und nicht zu vergessen, unter Leitung von Frau Cordula Walcher-Hensiek gab es schon mehrere Konzerte. Natürlich waren die Lisberger Bläser und der Lisberger Gesangsverein auch vertreten. Die Themen waren immer abwechselnd: Klassische Musik, Chöre und Blasmusik. Das Konzert vom 9. Dezember 2012 wurde vom Organisten Christian Rosoaga und dem Violinisten Lucian Furda gestaltet. Beide haben in Klausenburg das Konservatorium absolviert und beide sind Musiklehrer im Gymnasium. Christian Rosoaga hat Orgel studiert bei Professorin Ursula Philippi und ist im Augenblick auch Organist in der Pfarrkirche von Reschitza Covandari.

Der erste Teil des Konzerts bestand aus Werken von Dietrich Buxtehude und Johann Seb. Bach. Dann folgten eine Meditation und das Lied „Tochter Zion“ von Georg Friedrich Händel. Im zweiten Teil waren Johann Pachelbel und ein rumänischer Orgelkomponist Alexandru Pascanu zu Wort gekommen. Nach der zweiten Meditation folgte das *Ave Maria* von Bach-Gounod. Der dritte Teil bestand aus Werken von Olivier Messiaen und Eugene Gigout. Als Zugabe wurde die Ballade vom rumänischen Komponisten Ciprian



Porumbescu gespielt. Nicht nur andächtige Ruhe und Aufmerksamkeit war zu verzeichnen sondern auch greifbare Ergriffenheit. Die Musik wurde uns sehr klar geboten, so dass wir Hörer sie alle vollständig verstanden.

Die Barockmusik, gewohnt oder auch ungewohnt, hat tiefen Eindruck hinterlassen. Die Ballade wurde inständig, bezwingend, sinnreich vorgetragen. Orgel und Violine haben alles, aber alles gegeben und alle aufmerksamen Zuhörer berührt. Nach langem Beifall verabschiedeten sich die Künstler von den zahlreichen Besuchern mit dem bekannten Weihnachtslied „*We wish you a merry Christmas*“ – wir wünschen euch frohe Weihnacht, von John Barley. Es war wieder ein schönes, eindrucksvolles bis ins Herz eindringendes Adventskonzert und ist ein Beweis, dass man überall kunstvolle und niveauvolle Konzerte den Gläubigen anbieten kann. Dieses Adventskonzert hat auf einer eindrucksvollen Weise die weihnachtliche Vorfriede zum Ausdruck gebracht.



Pfarrer Franz Stemper bedankt sich bei den beiden Musikern nach dem Konzert

Musik im östlichen Europa

Jahrbuch des Oldenburger Bundesinstituts erschienen

Der 20. Band des Jahrbuchs des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa ist erstmals als Themenband gestaltet: Alle Aufsatzbeiträge behandeln das Thema Musik, insbesondere in interkulturellen und interethnischen Kontexten. Der Band enthält 23 grundlegende und exemplarische Studien zur Musik- und Kulturgeschichte im östli-

chen Europa von der frühen Neuzeit bis zum 20. Jahrhundert, außerdem die festen Rubriken „Beiträge der Immanuel-Kant-Stipendiaten“, „Beiträge der Preisträger des Immanuel-Kant-Forschungspreises“ und „Annotationen. Neuerscheinungen aus Ostmitteleuropa“.

Darin befindet sich auch der Beitrag von Dr. Franz Metz „Die Musik an bedeutenden Domkir-

chen Südosteuropas zur Zeit der großen Schwabenzüge“ (S. 277-334). Es werden darin die musikalischen Entwicklungen an den Domkirchen zu Fünfkirchen/Pécs, Stuhlweißenburg/ Székesfehérvár, Wesprim/ Vesz-prém, Kalocsa, Temeswar/ Timisoara, Großwardein/ Oradea und Sathmar/ Satu Mare beleuchtet. Viele der in diesem musikwissenschaftlichen Artikel vorkommenden Daten werden zum ersten Mal publiziert, so ein Dokument zur Organisation der Kirchenmusik an der Kalocsaer Domkirche oder Daten zum Wirken des Domkapellmeisters

Franz Anton Baumann (Paumon). Dieser war vor seiner Fünfkirchner Jahre in Belgrad tätig und ließ sich nach dem Einfall der türkischen Truppen 1738 in Südungarn nieder. Manche seiner Manuskripte aus dem Fünfkirchner Dommusikarchiv stammen noch aus der Belgrader Zeit. Auch die wertvollen Handschriften Anton Wilflings, die interessante Belege zur Verbreitung der gregorianischen Kirchenmusik Ende des 18. Jahrhunderts enthalten, werden zum ersten Mal präsentiert.

Durch die Ansiedlung deutscher Kolonisten entlang der Donau vor genau 300 Jahren wurde



auch die kirchenmusikalische Entwicklung in den südosteuropäischen Diözesen wesentlich beeinflusst. Obzwar ein Großteil der Dokumente durch die beiden letzten Weltkriege und durch die kommunistische Diktatur verloren gingen, konnte Dr. Franz Metz in den letzten Jahren viele Kirchenmusikarchive und Dommusikarchive dieses südosteuropäischen Kulturraumes durchforschen und vor dem endgültigen Verlust retten. (gf)

Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. Band

20 (2012) | Musik

Herausgegeben von Matthias Weber, BKGE in Verbindung mit Mirosława Czarnecka, Ladislau Gyémánt, Reinhard Johler, Christopher Long und Ágnes Tóth; Redaktion: Detlef Haberland und Jens Stüben, BKGE

Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH Rosenheimer Str. 143 D-81671 München, 2012, 696 Seiten, zahlr. Abbildungen, broschiert, ISBN 978-3-486-9, ISSN 1865-5696, € 39,80

Tel: +49 89 45051 – 333

E-Mail: verkauf@oldenbourg.de

Rumänien verabschiedet umstrittenes Rückgabegesetz

Bukarest – Der von der rumänischen Regierung eingebrachte Gesetzesvorschlag zur Restitution verstaatlichter Immobilien passierte am 17. April das rumänische Parlament. Premier Victor Ponta verband die Abstimmung über das Gesetz mit der Vertrauensfrage. Der Entwurf wird von verschiedenen Seiten kritisiert.

Bevorzugt werden soll die Rückgabe von Immobilien in natura. Wo dies nicht möglich ist, solle ein Barausgleich zum notariellen Wert (abweichend vom Marktwert) erfolgen. Auszahlungen sollen zwischen 2017 und 2019 erfolgen und über sieben Jahre gestreckt werden. Immobilien, die von Bildungs- und Forschungseinrichtungen genutzt werden, sollen nur dann zurückgegeben werden, wenn der Alteigentümer der Fortführung der aktuellen Nutzung für weitere zehn Jahre zu einer vom Staat festgelegten Miete zustimmt. Die Oppositionspartei PDL will das Gesetz vor dem Verfassungsgericht anfechten. In Kraft tritt das Gesetz nach Veröffentlichung im Amtsblatt (Monitorul Oficial).

Im Vorfeld der Abstimmung haben unter an-

derem Dr. Bernd Fabritius, Vorsitzender der Föderation der Siebenbürger Sachsen, sowie Ovidiu Ganț und Aurel Vainer, Parlamentarier der deutschen bzw. jüdischen Minderheit, Ergänzungs- und Änderungsvorschläge zum Gesetzesentwurf eingebracht, ohne dass die Regierung diese jedoch berücksichtigte. Fabritius schlug vor, im Ausland lebenden Opfern von Enteignungen eine neue Frist zur Einreichung von Rückgabeanträgen einzuräumen.

Die Fraktion der Minderheiten schlug laut *Allgemeiner Deutschen Zeitung für Rumänien* unter anderem vor, dass ein Vertreter des Minderheitenrates und der Glaubensgemeinschaften der nationalen Kommission angehören, die die Umsetzung des Gesetzes überwacht. Beantragt wurde außerdem eine Verlängerung der Fristen, in denen Anträge gestellt und Urkunden zum Antrag nachgereicht werden können. Ganț und Vainer wiesen darauf hin, dass der - mittlerweile verabschiedete - Gesetzesentwurf Sondersituationen der Minderheiten und Glaubensgemeinschaften nicht Rechnung trage. HW

Rumänische Regierung beschließt Entschädigung für Russlanddeportierte

Die rumänische Regierung hat in ihrer Sitzung am 3. April 2013 beschlossen, die Deutschen aus Rumänien, die im Januar 1945 zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion deportiert wurden, unabhängig von ihrer Staatsangehörigkeit und von ihrem heutigen Wohnort zu entschädigen. Das Gesetz, das in Kürze im Parlament verabschiedet werden soll, sieht eine monatliche Entschädigungsrente für alle Opfer der Verschleppung und, nach deren Tod, an die nicht wieder verheirateten Ehepartner vor. Die Entschädigung beträgt rund 50 Euro für jedes Deportationsjahr, bei einer Verschleppungszeit von fünf Jahren also 250 Euro monatlich.

Mit seinen jahrelangen Bemühungen um eine Wiedergutmachung für Russlandverschleppte setzt sich der Verband der Siebenbürger Sachsen durch. Eine Entschädigung für die Opfer der Russlandverschleppung hatte der rumänische

Außenminister Titus Corlăţean am 3. Februar 2013 am Rande der Sicherheitskonferenz in München gegenüber dem Bundesvorsitzenden Dr. Bernd Fabritius angekündigt. Die vom Verband vorgeschlagene Gesetzesänderung wurde nun von der Regierung in Bukarest beschlossen.

Am Ende des Zweiten Weltkriegs wurden rund 70 000 Deutsche aus Rumänien in Viehwaggons in den Donbass oder Ural verschleppt. Sie schufteten in militärisch überwachten Lagern unter unmenschlichen Bedingungen im Bergbau oder auf Baustellen, rund 15 Prozent starben an Hunger, Kälte, Krankheit oder infolge der Willkür der Behörden. Die Überlebenden kehrten zum größten Teil erst nach fünf Jahren heim. Die Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller hat das Leben der Russlandverschleppten in ihrem Roman »Atemschaukel« eindrucksvoll geschildert.

Termine

Sonntag, 12. Mai 2013, 19 Uhr, München

Maiandacht der Donauschwaben

Wallfahrtskirche Maria Ramersdorf, München

13.-17. Juni 2013, Studienfahrt durch das historische Banat

Auf den Spuren des hl. Gerhard in Tschanad, Temeswar, Werschetz und Szeged

Flug München-Temeswar, Rundfahrten mit einem Reisebus im Banat, Übernachtungen in Temeswar, Werschetz und Szeged

Freitag, 2. August 2013, Maria Radna

Wallfahrt der Deutschen nach Maria Radna

Am Vorabend, 1. August 2013, Konzert in der Temeswarer Domkirche mit Werken bedeutender deutscher Komponisten aus dem Banat, Leitung Dr. Franz Metz

Sonntag, 25. August 2013, München

Wallfahrt der Donauschwaben in Maria Ramersdorf

16:00 Uhr Andacht, 17:30 Uhr Rosenkranz, 18:00 Hl. Messe

Sonntag, 8. September 2013, Mariagyüd, Fünfkirchen/Pécs

Deutschsprachige Jubiläumsfallsfahrt nach Mariagyüd

Am Vorabend, 7. September 2013, Konzert in der Wallfahrtskirche mit dem Thema: »300 Jahre Kirchenmusik der Donauschwaben«

Samstag, 22. September 2013, Reutlingen

57. Kirchweihfest der HOG Sackelhausen

Freitag, 1. November 2013, 17:00 Uhr, München, St. Pius

Totengedenken der Banater Schwaben

mit dem Kreisverband München der Landsmannschaft der Banater Schwaben

Grußworte

Grußwort des Vorsitzenden des Gerhardsforums Banater Schwaben, Dr. Franz Metz	3
Grußwort von Pfarrer Paul Kollar, Geistlicher Beirat des Gerhardsforums	3
Grusswort eines Jubilars, Pfarrer Peter Dermendjin	3

Historisches Banat

Aus dem Banat ins Banat. Eine Reise von Temeswar nach Werschetz und Weisskirchen von Dr. Franz Metz	7
Die römisch-katholische St. Annakirche in Weisskirchen von Živan Ištvaníć, Weisskirchen	11
Zum 100. Geburtstag einer alten Dame. Die Wegenstein-Orgel der St. Anna-Kirche in Weisskirchen, von Edith Fischer, Weisskirchen	15
Zeitzeugenbericht über die Kirchenmusik in Weisskirchen	16
Bischof Martin Roos legt dritten Band zur Geschichte der Banater Diözese vor	19

Personalia

Franziskus, der neue Papst und die Glaubwürdigkeit der Kirche von Pfarrer Karl Zirmer, Kath. Pfarrgruppe Mainspitze	21
Pfarrer Adam Possmayer als neuen Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorger der Diözese Würzburg eingeführt, von Peter Krier	22
Seelsorger und Internetpfarrer	
Ein Gespräch mit Pfarrer Egmont Franz Topits, Visitator der Donauschwaben	23
Eine Priesterweihe im Kommunismus, von Pfarrer Franz Stemper, Lisberg	28
Von Vinga nach München, von Dr. Franz Metz	30
Lehrer vieler Banater Priester verstorben, von Msgr. Andreas Straub, EGR	36
Schwester Hedwig verstorben	38
Abschied von der »Lehrerreni«, von Martha Nachbar	38

Kultur

Eine Messe für den Kaiser. Auf den Spuren des Banater Komponisten Vincens Maschek in fünf Ländern, von Dr. Franz Metz	39
Zum 100. Geburtstag des Banater Kirchenmusikers und Komponisten Franz Stürmer (1913-1983), von Dr. Damian Vulpe, Temeswar	46
Kirchenmalerei im Dienste des Evangeliums, von Prof. Dr. theol. László Vencser	48
Biographie Franz Xaver Dresslers erschienen	50

Maria Radna

Maria Radna (Banat) und Maria Ramersdorf (München) im Blickpunkt	51
Weihbischof Dr. Reinhard Hauke, Erfurt, bei der deutschen Wallfahrt vom 2. August 2013 in Maria Radna	52

Glaube und Kirche

Scheindorf und die Sathmarer Schwaben	53
Wilhelm Tom widmet seinem Heimatdorf Scheindorf ein Buch	54
Besuch bei der römisch-katholischen Kirche in der Republik Moldau von Ernst Meinhardt, Berlin	55
Papst plant offenbar Kurienreform: Marx in Kommission	
Die Ökumene als Buch und Lebenshaltung im Banat, von Werner Kremm	61
Jubiläum in Mariagyüd	63
Temeswar. Kirchen und Tempel	63
Gedanken über das Jenseits, von Prof. Josef Appeltauer	64

Berichte

Das Banat: Was war, was ist, was bleibt?, von Gerhard Kappler	65
Ein besonderes Konzert in Lisberg, von Pfarrer Franz Stemper, Lisberg	66
Jahrbuch des Oldenburger Bundesinstituts erschienen	67
Rumänien verabschiedet umstrittenes Rückgabegesetz	68
Rumänische Regierung beschließt Entschädigung für Russlanddeportierte	69



Innenansicht der katholischen Kirche von Vinga



Innenansicht der Kathedrale in Chisinau

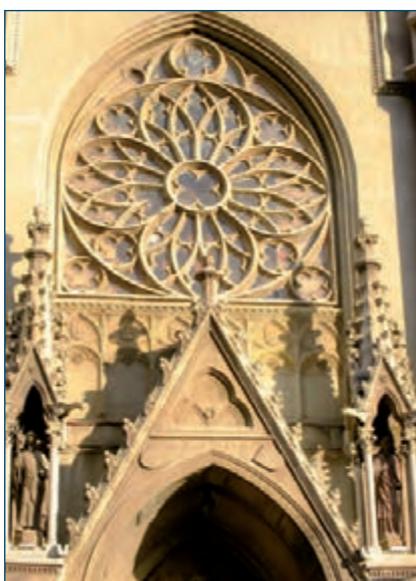


Malerin Magda Lukácsovits:
Das Emmaus-Triptychon (1980)

Festlicher Dankgottesdienst in St. Peter, München, zum 50-jährigen Priesterjubiläum von Pfarrer Peter Dermendjin. Auch der heutige Pfarrer seiner Banater Heimatgemeinde, Sebastian Mirciov, war gekommen.



Besuch von Priesterkollegen in Vinga:
Zoltan Buding, Nakov, Pflanzler,
Peter Dermendjin



Gerhardskirche, Werschetz:
Die Rosette erinnert an die
Meisterwerke der Gotik



Weisskirchen: Stummes Orgel-
positiv in der Emporenbrüstung,
erbaut von Franz Anton Wälter



Rippengewölbe (oben) und Hauptaltar (unten) aus der Gerhardskirche in Werschetz.
Bericht auf Seite 7



Deckenmalerei (oben) und Altarbild (unten) aus der St. Annakirche in Weisskirchen.
Bericht auf Seite 11



Impressum:

Gerhardsforum Banater Schwaben e.V., München
Piusstr. 11, D-81671 München, e-Mail: Gerhardsforum@aol.com
Bankverbindung: Liga-Bank, Konto 2128985, BLZ 75090300
IBAN: DE43 7509 0300 0002 1289 85, BIC: GENODEF1MO5
Redaktion: Dr. Franz Metz, Layout: Karin Bohnenschuh